Aus dem

Lande der tausend Seen.

Culturbilder und Geschichten.

Finnische Novellen
in autorisirten Uebersetzungen
herausgegeben von **Max Buch**.

Erster Band.

Leipzig 1894.
Verlag von H. Haessel.

Inhalt.

Einleitung.



Finnland ist in Deutschland wenig bekannt. Der Herausgeber hat daher schon vor 11 Jahren in einer kleinen Schrift die eigenartigen politischen und culturellen Verhältnisse Finnlands zu schildern gesucht.* Jetzt wird ein kurzer Abriß der finnischen Litteraturentwickelung dem Leser dieser Novellen nicht unwillkommen sein.**

Finnland ist seit seinem Eintritt in die europäische Völkergeschichte bis 1808 schwedische Provinz gewesen und hat als solche am reichen Culturleben Schwedens regen und thätigen Antheil genommen. Zur ersten Blüthe der schwedischen Litteratur am Ende des vorigen Jahrhunderts trugen auch Finnen

* M. Buch: „Finnland und seine Nationalitätenfrage.“ Stuttgart, Cotta, 1882.

** Wer eine genauere Darstellung wünscht, wird auf A. Lönnbeck: „Finsk vitterhet“, Helsingfors 1883, verwiesen.

(Franzén u. a.) bei. Als Sprache der Wissenschaft diente früher Latein, später Schwedisch. Die finnische Sprache als Cultursprache zu benutzen lag daher keine Nothwendigkeit vor. Die Reformation machte zuerst das Bedürfniß nach religiösen Büchern fühlbar und veranlaßte Michael Agricola 1542 zur Ausgabe eines finnischen Abc-Buches und der ersten finnischen Bücher, und zwei Jahrhunderte lang bildeten Erbauungsschriften, Originale und Uebersetzungen den Inhalt der finnischen Litteratur.

Erst unter dem Einfluß der neuromantischen Schule in Deutschland, deren Hauptrepräsentanten die Brüder Schlegel waren, nachdem schon Herder das Interesse für das Volkslied geweckt, begann man auch in Schweden und Finnland der Volksdichtung eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Porthan (1739—1804) und seine Schüler sammelten finnische Sagen und Lieder mehr als Mittel zu wissenschaftlichen, namentlich mythologischen Forschungen, während bereits der Arzt Z. Topelius der Aeltere finnische Volkslieder ihrer selbst wegen sammelte.

Die hervorragendsten Vertreter der Neuromantik in Finnland, Linsén, Arvidson und v. Becker stellten jetzt (1820) die finnische Sprache gleich als „Muttersprache“ hin, da die Mehrzahl des Volkes

finnisch sprach, und forderten, daß auch die Bildungssprache des Landes finnisch sein sollte. Der Letztere setzte dies auch gleich in die That um und gründete im selben Jahre die erste finnische Zeitschrift, die von längerer Dauer und von Erfolg begleitet war. Er gab auch die erste finnische Grammatik heraus und Renvall 1826 ein finnisch-schwedisches Wörterbuch.

Das wichtigste Resultat dieser Bestrebungen war zunächst die Gründung der finnischen Litteraturgesellschaft 1831, welche zwar bescheiden anfing, jetzt aber eine bedeutende Macht darstellt und infolge fast jährlich sich wiederholender, zum Theil großartiger Schenkungen und Vermächtnisse über für unsere beschränkten Verhältnisse sehr bedeutende Mittel verfügt. Schon 1835 konnte die Gesellschaft ein Werk von monumentaler Bedeutung veröffentlichen, es ist das berühmte Volks-Heldengedicht „Kalevala".* Der Arzt Elias Lönnrot hatte beim Sammeln von Volksgesängen die Bemerkung gemacht, daß sie alle einem gemeinsamen Sagenkreise angehörten, was ihn veranlaßte, nur um so eifriger zu sammeln. Die verschiedenen Gesänge setzte er dann mit ungemein feinem Takt und Verständniß

* Verdeutscht von Anton Schiefner 1851.

zu einem großen Heldengedicht zusammen. Im Jahre 1840 ließ er „Kanteletar“ folgen, eine Sammlung schöner Volkslieder*, dann eine Sammlung Sprichwörter 1842 und Räthsel 1844.

Elias Lönnrot kann daher mit Recht als eigentlicher Begründer der finnischen Schriftsprache bezeichnet werden. Außerdem hat er ein großes finnisch-schwedisches Lexikon herausgegeben mit großartigem Sprachmaterial, ferner eine finnische Botanik, ein ärztliches Hausbuch und eine Gesetzessammlung und damit die Grundlage einer Terminologie dieser Wissenschaften gebildet. Das Sammeln von Volksdichtungen von Seiten der finnischen Litteraturgesellschaft dauert übrigens noch bis auf den heutigen Tag fort, jetzt bereits lange in der Art, daß die Gesellschaft den Sammlern Stipendien und Belohnungen ertheilt. So erschienen u. A. von E. Rudbäck „Volksmärchen und Sagen“ 1850 und von Lönnrot selbst noch 1880 eine sehr interessante Sammlung von Beschwörungsformeln. Alle finnische Volksdichtung besteht aus dem sogenannten „Runometer“, vierfüßigen Trochäen mit reichem

---

* Die schönsten davon sind ins Deutsche übertragen von Hermann Paul: „Kanteletar, Die Volkslyrik der Finnen.“ Helsingfors 1882.

Stabreim. In den neueren Volksliedern kommt der Endreim noch hinzu.

Die Journalistik entwickelte sich unter diesen Umständen ziemlich rasch, die Kunstdichtung dagegen hat vor 1860 kaum nennenswerthe Früchte getragen. Judén, auch Gottland und Poppius veröffentlichten im Anfang des Jahrhunderts Gedichte meist lyrischen und satyrischen Inhalts, welche allgemeine Beliebtheit fanden; einige „Bauernsänger" erregten Aufsehen, aber das übrige erhob sich nicht über die Mittelmäßigkeit.

Statt dessen trieb während dieser Periode die schwedische Dichtung in Finnland die schönsten Blüthen. Namen wie Fr. Cygnäus, Nervander, Stenbäck, Z. Topelius d. J. und vor allen Runeberg haben in ganz Skandinavien einen schönen Klang. Runebergs Genie hat einen ganz besonders mächtigen Einfluß gehabt nicht nur auf die Litteratur, sondern auf die ganze Nation der Finnen. Es wäre eine interessante Aufgabe, den ganzen Einfluß des Dichters von Fähnrich Ståhls Gesängen auf die finnische Culturgeschichte zu studiren. Gerade diese balladenartigen Erzählungen poetisch umleuchteter Begebenheiten, Thaten und Männer aus den Kriegen Schweden-Finnlands mit Rußland sind es, welche in schlichter, klarer und

doch mächtig hinreißender Form vorgetragen, die Vaterlandsliebe der Finnen entzündeten und sie durch das leuchtende Beispiel der Väter zur Ueberzeugung des eigenen Könnens und Sollens brachten. Die schwedischen Dichter in Finnland gehören im übrigen der schwedischen Litteraturgeschichte an, nur Runebergs starker und klarer Geist hat einen großen Einfluß auch auf die finnische Litteratur gehabt.*

Wenn auch das Genie sich eine neue Sprache schaffen kann, den Talenten hilft die gebildete Sprache dichten, und da für die Finnen eine solche erst geschaffen werden mußte, so ist es nicht zu verwundern, daß mehrere Jahrzehnte bis 1860 vergehen konnten, ehe ein Werk von durchgreifender Bedeutung erschien. In diesem Jahre wurde eine Gedichtsammlung von Ahlqvist veröffentlicht, die wegen Schönheit, Klarheit und Correctheit der Sprache und Vollendung der Form allgemeines und berechtigtes Aufsehen erregte. Sie trug nicht mit Unrecht den Namen „Kipeneitä“, Funken. Der Verfasser war ein hervorragender finnischer Sprachforscher und daher der rechte Mann, die Gesetze

* Runebergs epische Dichtungen sind in deutscher Uebersetzung von W. Eigenbrodt, Halle a. d. S. 1890, erschienen.

der Dichtkunst für seine Muttersprache zu formuliren (1864). Er hat diese auch in seinen Gedichten durch zahlreiche, mit den Sprachgesetzen in Uebereinstimmung stehende Neubildungen bereichert. Auch Jul. Krohn (neben Ahlqvist Professor in Helsingfors) hat gleichzeitig eine reiche, ebensowohl wissenschaftliche wie lyrisch-poetische Wirksamkeit in der finnischen Litteratur entfaltet. Erkko ist noch von den Jüngeren als liebenswürdiger Lyriker zu erwähnen.

Ebenfalls in den sechziger Jahren fand das Drama und der Roman den ersten berufenen Vertreter in Alexis Kivi (Stenvall). Mit frischem, urgesundem, wenn auch oft derbem Realismus und gutem Humor führt er seine Gestalten vor, wenngleich die Technik häufig mangelhaft ist. Von den Zeitgenossen sehr verschieden beurtheilt und zum Theil scharf verurtheilt, werden seine Arbeiten heutzutage im Zeitalter des Realismus als Urquellen des Schönen gepriesen. In der That ist Kivi epochemachend gewesen, insofern er mit der Romantik brach und das wirkliche Leben schildert, wie es ist.

In die sechziger Jahre fällt auch die Wiedereröffnung der Landtage durch Kaiser Alexander II. gesegneten Andenkens, und es wehte ein frischer

fröhlicher Zug eines jugendstarken, thatenkräftigen Idealismus durch alle Gebiete der Geistesthätigkeit in Finnland und trug unter anderem auch zum Aufblühen der Journalistik bei, die unter der Regierung jenes edlen Monarchen sich gesund und tüchtig zu einer ungeahnten Höhe entfaltete. Heutzutage lastet der politische Druck, die Sorge um das Schicksal des Heimathlandes schwer auf allen Geistern; doch hat auch dieser Druck seine guten Wirkungen gehabt, denn der Streit um die Sprachenhegemonie, der besonders in den sechziger und siebziger Jahren mit großer Erbitterung geführt wurde, dem ganzen Lande die höchste Gefahr drohte und wirklich Schaden gebracht hat, dieser Sprachenkampf hat auf der ganzen Linie aufgehört, und nur ein unbedeutendes Geplänkel hier und da zeigt noch an, daß der volle Frieden noch nicht eingetreten. Ein anderer Vortheil ist der, daß die Federn, welche der Zeitungskrieg in Anspruch nahm, jetzt für die Dichtung frei geworden sind.

* * *

In Folgendem gebe ich eine Sammlung Novellen der finnischen Doppellitteratur der Gegenwart, Doppellitteratur, weil die Nation in zwei Sprachen, der

finnischen und schwedischen, denkt und dichtet. Germanen und Finnen haben bald ein Jahrtausend neben und mit einander einträchtig gelebt, sie haben sich mit einander vermischt und ihre Eigenthümlichkeiten unter einander ausgetauscht. Ob die Geister eines solchen Volkes in schwedischer oder finnischer Sprache dichten, es ist dasselbe Volk, dasselbe Land, dieselbe Nation, es sind dieselben Wälder und Seen, Berge und Moore, die sie schildern, ja mancher Dichter denkt und schreibt ebensowohl in finnischer wie in schwedischer Sprache (Canth, Tavaststjerna, Brofeldt, Lönnrot u. s. w.), eine Scheidung könnte daher nur eine künstliche sein. Wenn auch ein Unterschied der Tongebung bei den Dichtern der verschiedenen Sprachen zuweilen deutlich hervortritt, so ist das nur zum Theil der Verschiedenheit der Rasse zuzuschreiben, zum Theil jedenfalls auch dem Bildungsgang und den Vorbildern. Wir sehen eben in Finnland nicht so selten reine Germanen ihr Schwert für die Hegemonie der finnischen Sprache führen und umgekehrt.

Jedenfalls hat der Accord der Dichtung beider Sprachen soviel Wohlklang, Kraft und Originalität, daß er auch einem fremden Ohr gefallen muß.

Obgleich die vorliegenden Erzählungen hauptsächlich mit Rücksicht auf ihren ästhetischen Werth

gewählt sind, so geben sie doch ungesucht ein Bild des finnischen Culturlebens der Gegenwart, und über den meisten weht ein Duft ethnologischer Eigenart; sie dürften daher auch für den Culturhistoriker und Ethnologen von Interesse sein.

* * *

Schließlich noch einige Bemerkungen über die in dieser Sammlung vertretenen Dichter.

Unter den finnischen Verfassern steht sicher Johann Brofeldt (Pseud. Juhani Aho) am höchsten. Er beherrscht im höchsten Grade die melancholische melodische Tonskala der finnischen Rasse. In seinem Roman „Einsam"*, dem finnischen Werther, tritt dies ganz besonders hervor, doch ist er häufig auch Meister des Humors. Er hat viel zur Veredlung und Begeisterung der finnischen Sprache beigetragen. Ich habe gleichwohl nur weniges für diese Sammlung verwerthen können, weil seine Erzählungen theils zu lang und theils wieder dem Verständniß fremder Leser nicht zugänglich sind.

Minna Canth ist eine hervorragende dramatische Schriftstellerin, deren stark realistische Stücke in

* Deutsch in „Nord und Süd" erschienen.

Finnland mit großem Beifall gegeben werden und auch den Weg nach Schweden gefunden haben. Ihre Erzählungen zeichnen sich durch eine einfache klare Sprache und häufig durch psychologische Vertiefung aus, wofür auch die vorliegende Novellette ein Beispiel liefert.

Juho Reijonen ist Pfarrer und selbst aus dem Volke hervorgegangen, ein ausgezeichneter Kenner finnischer Bauern, die er bald mit ungesuchtem Humor, bald mit tragischem Ernst schildert.

Peter Päivärinta ist ursprünglich ein Bauer, der es durch Selbststudium zu einiger Bildung und zum Landküster gebracht hat. Er schildert Charaktere und Begebenheiten seiner Sphäre einfach aber äußerst stimmungsvoll und so wahr, daß man nicht umhin kann zu glauben, es seien alles eigene Erlebnisse, die er uns erzählt.

Santeri Ingmann ist Humorist reinsten Wassers. Die hier mitgetheilte köstliche Kleinstadthumoreske könnte ein Kapitel der „Pickwickier" bilden. Der Dichter ist noch jung und wird hoffentlich noch Größeres leisten.

Von den schwedisch schreibenden finnischen Dichtern ist Jac. Ahrenberg eine vielseitige Erscheinung. Er ist Architekt, Maler und Dichter. Seine beiden Novellensammlungen „Österut" und

„Hemma“ sowie seine beiden interessanten Romane „Hihuliter“ * und „Stockjunkaren“ ** spielen in Ostfinnland und schildern mit tiefer Kenntniß des eigenartigen karelischen Volkslebens die ebenso eigenthümlichen Verhältnisse nahe der russischen Grenze mit geschickter Benutzung der daraus entstehenden Conflicte.

Karl A. Tavastjerna, ebenfalls Architekt, ist in seinen Novellen ein liebenswürdiger Stimmungs- und Genremaler und auch einige seiner Schauspiele haben viele Aufführungen erlebt. Auch seine Gedichte enthalten einige gute Stimmungsbilder.

Ein im besten Sinne origineller Dichter ist Michael Lybeck. Er ist noch jung, aber das Wenige, was er mitgetheilt, berechtigt zu den besten Hoffnungen. Von seiner reizenden Novelle „Mosaikarbeit“ sind wir in der Lage, eine etwas gekürzte Uebersetzung unter dem Namen „Céri“ zu geben, welcher der poetische Duft des Originales nicht ganz fehlen dürfte.

Konni Ziliacus ist ein finnischer Auswanderer in Amerika. Er hat sich in ganz Amerika in den

---

* Eine in Finnland weit verbreitete evangelische Secte, den Methodisten nahestehend.

** Spöttischer Ausdruck für Waldaufkäufer und ihre Agenten.

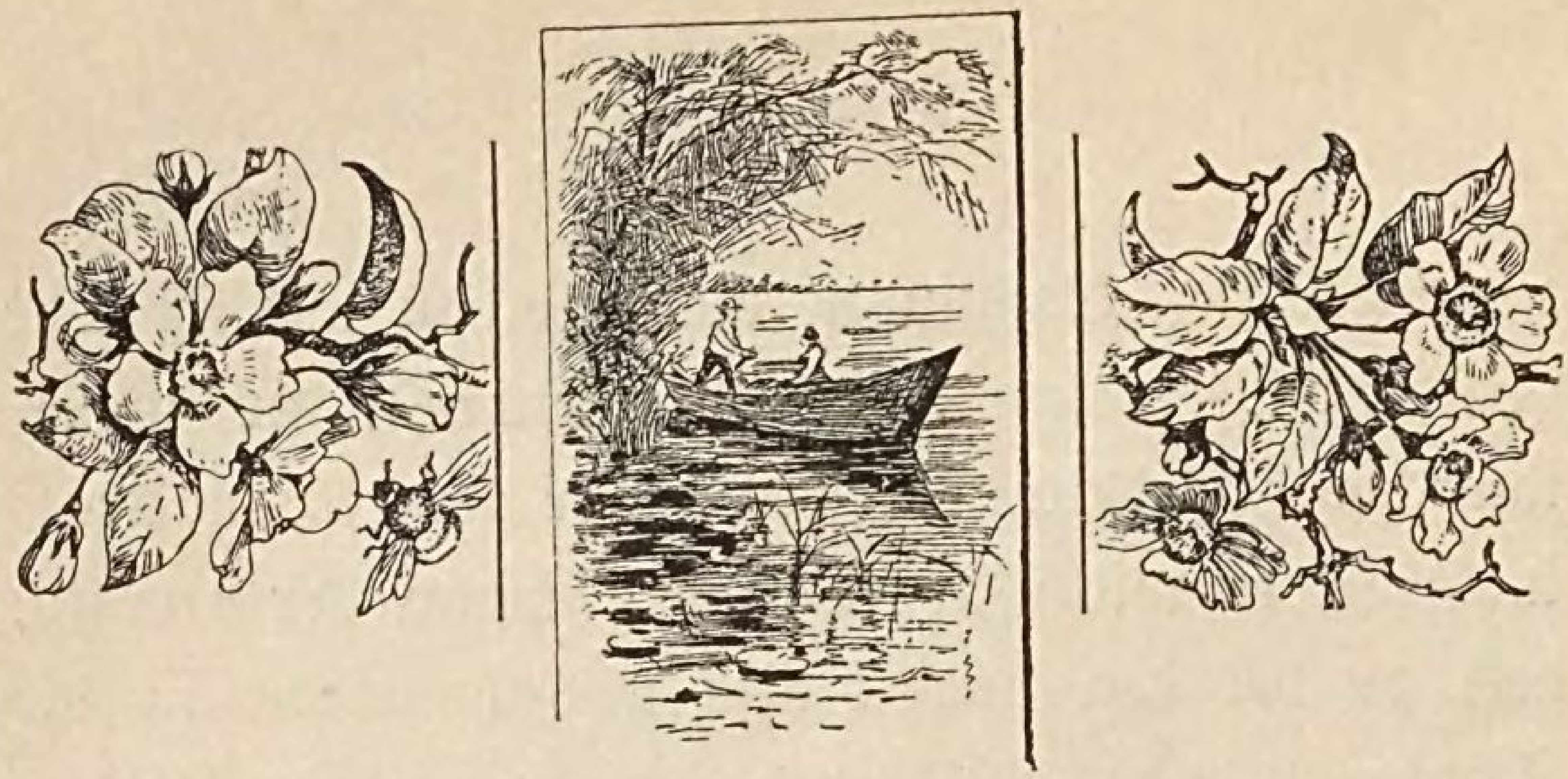
verschiedensten Stellungen umhergethan und ist jetzt Journalist. Mit vorzüglicher Kenntniß der amerikanischen Verhältnisse schildert er seine Landsleute in denselben mit Wahrheit und Humor, der verräth, daß er bei den amerikanischen Humoristen in die Schule gegangen ist, ohne jedoch in ihren Fehler, die Lust zum Uebertreiben, zu verfallen.

Helene Westermark ist Malerin, die aber auch die Feder mit Geschick zu führen versteht.

John Hedberg, ein finnischer Adalbert Stifter, schildert mit feiner Detailmalerei Naturstimmungen.

Im September 1893.

Der Herausgeber.



I.

Neuland.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen von Anna Buch.

Sie dienten beide im Pastorate, er als Knecht, sie als Magd. Er lenkte sein Pferd und sie war mit Hausangelegenheiten beschäftigt. Bei den Mahlzeiten, wo jedes von ihnen seine Tischecke inne hatte, wechselten sie bisweilen Scherzworte. Gewöhnlich aber zankten sie sich. Nach Ansicht ihrer Herrschaft waren sie ungewöhnlich unverträgliche Dienstboten, wie Hund und Katze, hieß es immer.

Aber während der nächtlichen Fischzüge, beim Heumachen und Kornschneiden reifte allmählich der Gedanke bei ihnen, sich ein gemeinsames Heim zu gründen.

Weit hinten in der Wildniß wurde am Ufer eines Waldsees der Platz für die Hütte ausgesucht. Dort war Wald genug vorhanden zum Roden, eine weite ellernbewachsene Ebene sollte Acker werden und Wiesen konnte man zu beiden Seiten des Baches gewinnen. Aber die Löhne waren niedrig und um einen eigenen Haushalt anzufangen, brauchte man auch ein Pferd und eine Kuh. Dieser Umstand verzögerte die Heirath. Im Lauf der Jahre wurde jedoch das Band zwischen ihnen immer fester geknüpft und die Aussichten für die Zukunft lichteten sich mehr und mehr. In ihren freien Stunden beschäftigten sich ihre Gedanken damit auszurechnen, wie viel sie schon zusammengespart hatten, und wieviel Zeit noch vergehen würde, bis die nothwendige Summe beisammen war. Niemand ahnte, daß bei Knecht und Magd allmählich eine große Sehnsucht nach Freiheit heranwuchs und das brennende Verlangen nach eigenem Herd. Sie hatten es ja so gut und sorgenfrei im Pastorate, Lohn, Kost und Kleider von der Herrschaft. Aber ihr Verlangen trieb sie in die Einöde. Alle versuchten ihnen abzurathen, als eines Sommers beide sich weigerten, sich von Neuem zu verdingen. „Dort wüthet der Frost und Ihr belastet Euch mit Schulden. Die Familie wächst und Bettler giebt es ohnehin genug."

Aber sie hatten fünf Jahre lang gerechnet und über die Sache nachgedacht und ihren Beschluß gefaßt. Der Pastor mußte sie aufbieten, und im Herbste verließen sie den Dienst.

Den nächsten Winter lebten sie zur Miethe. Wille zimmerte an seiner Hütte und verrichtete dazwischen Tagelöhnerarbeit. Anni webte und half der Frau mit Handarbeit. Im nächsten Jahr zu Pfingsten ward endlich die Hochzeit gefeiert. Die Pröbstin richtete sie aus und der Pastor selbst traute seine ehemaligen Dienstleute im großen Saale des Pastorats. Als aber das Ehepaar Abschied genommen und der Pastor ihnen nachschaute, wie sie sich auf dem Fußpfade entfernten, schüttelte er bedenklich das Haupt und sagte: „Die jungen Leute mögen den Versuch wagen, aber mit dem Kapitale eines Knechtes und einer Magd kann man keine Wildniß urbar machen.“

Mit solchem Kapital sind aber Finnlands Wüsteneien urbar gemacht worden; und doch hatte auch der Pastor Recht.

Wir, die Jugend des Pastorates, begleiteten unsere langjährigen Freunde in ihr neues Heim. Der lange Sommertag verging auf der Wanderung durch den grünen Laubwald, und die Nacht wurde in der neuen Hütte durchtanzt. Die Dielenplanken

waren noch undicht, die ungesägten Balkenenden ragten an den Ecken ungleich hervor und die braune Moorerde schien überall auf dem neuen Acker durch. Aber am Bergabhange grünte die junge Roggensaat schon hübsch zwischen den angekohlten Baumstümpfen und die Bäume auf der Gerstenrodung waren, um zu vertrocknen, ihrer Aeste beraubt. Die junge Wirthin machte auf dem Neulande Feuer an und melkte zum ersten Male ihre Kuh. Wir saßen auf einem Steine, Wille und ich, und betrachteten sie, wie sie dort, noch in ihrem neuen Brautkleide, im matten Scheine der Abendsonne wirthschaftete. Wille zweifelte gar nicht am Erfolge ihrer Arbeit. „Bleiben wir nur gesund und kommt kein Frost" — und gleichsam errathend, was ich dachte, fügte er hinzu: „freilich ist der Sumpf dort unten ein Frostherd. Aber wenn man nur fleißig die Arme rührt, den Wald zurückdrängt und Platz für die Sonne schafft. . . . . Jetzt ist es am Abend noch kühl, aber komm den nächsten Sommer und sieh!"

Ich kam nicht dazu, sie im nächsten Sommer zu besuchen, und auch nicht den folgenden. Die Wahrheit zu sagen, hatte ich sie vergessen. Einmal, als ich zu Hause war, fragte ich, wie es ihnen ginge. „Sie haben Schulden machen müssen", war meines

Vaters Antwort. „Und mit Annis Gesundheit steht es schlimm“, fügte meine Mutter hinzu.

* * *

Einige Jahre waren vergangen. Ich war Student geworden, hatte eine Flinte und einen Jagdhund bekommen und blieb das Herbstsemester auf dem Lande.

An einem trüben Oktobertage streifte ich im Walde umher und kam auf einen schmalen Weg, der mir bekannt schien. Es fing an zu regnen, der Hund lief träge vor mir her. Plötzlich erhob er ein heftiges Gebell. Vor mir hörte ich Pferdegetrappel. Bald darauf wurde an einer Biegung des Weges der Gaul sichtbar; er war zwischen ein Paar Gabeldeichseln gespannt, deren Enden an der Erde schleiften, am Kummet flatterte ein weißes Tuch und quer über den Deichselstangen war ein Sarg befestigt. Hinterher wanderte Wille, wie der Pflüger hinter seinem Pfluge. Er war vollauf damit beschäftigt, die Last im Gleichgewicht zu erhalten.

Er sah abgezehrt aus; die Wangen bleich, die Augen matt und glanzlos.

Erst als ich ihm meinen Namen nannte, erkannte er mich.

„Aber was habt Ihr nur da in der Fuhre?“

„Meine verstorbene Frau“, lautete die Antwort.

„Todt!“

„Ja, sie ist gestorben.“

Nach weiteren Fragen erfuhr ich die Geschichte des Paares, deren Ausgang man ihnen vorausgesagt hatte: Frost, Schuldenlast, viele Kinder, die Frau krank vor Ueberanstrengung und endlich todt. Jetzt galt es, sie zu Grabe zu bringen, aber die Wege waren so schlecht, wenn nur der Sarg bis zur Kirche zusammenhalten möchte!

Er zog die Zügel an, denn der Gaul hatte sich seitwärts gewendet, um etwas Gras zwischen dem vergilbten Laube zu erwischen. Das arme Thier suchte seinen Hunger zu stillen, es befand sich in einem ebenso jammervollen Zustande wie sein Herr: es sah thatsächlich aus wie ein Gerippe.

Wille nahm Abschied von mir, ohne seinen Blick vom Sarge zu erheben, und setzte seine Fahrt fort. Die Deichselstangen schnitten zwei parallele Furchen in den sandigen Weg.

Ich entfernte mich in entgegengesetzter Richtung und gelangte an einen Sumpf, wo man einen Abzugskanal zu graben begonnen, aber die Arbeit unvollendet gelassen hatte. Der Pfad, der mir von der Hochzeitsfahrt her bekannt war, führte zum Kathen.

Hinter dem Zaune brüllte eine magere Kuh und ein Schwein wühlte im Hofraum, dessen Pförtchen offen stand. Mitten im Hofe stand eine leere Bettstelle und die Bettstücke der Verstorbenen waren über den Zaun gehängt. Das Gebälk an den Ecken des Häuschens ragte noch immer so unregelmäßig hervor wie früher. Die Scheiben des Fensterchens waren blind und schmutzig und auf dem Brette desselben stand in einem Körbchen aus Birkenrinde eine verwelkte Balsamine.

Doch war es dem Mann gelungen, einen Theil der Wildniß urbar zu machen. Ein fertiges Ackerstück von einigen Tonnen Landes im Umfang und ungefähr eben soviel aufgegrabenen Bodens bildete eine Lichtung im Walde. Hier schienen ihm die Kräfte ausgegangen zu sein. Zwar hatte er das Birkenwäldchen gefällt und den Erlenhain in Ackerland verwandelt, aber hinter diesem stand der dunkle Tannenwald gleich einer unbezwinglichen Mauer und hatte dem Manne Einhalt geboten.

Lange stand ich im Hofe des öden Kathens. Im Walde zog der Wind rauschend durch die Wipfel und entlockte meinem Flintenlaufe traurige Klagetöne.

* *
*

Das erste Glied dieser Ansiedlung hat seine Schuldigkeit gethan, denn dem Manne dort fehlt die Kraft die Arbeit weiter fortzusetzen. Er ist gebrochen an Leib und Seele, das Feuer seines Auges ist erloschen und das kecke Selbstvertrauen des Hochzeitstages geschwunden.

Nach ihm kommt wohl ein Anderer, um den Kathen zu übernehmen. Vielleicht hat dieser mehr Glück. Ihm wird aber auch der Anfang leichter sein, denn er findet den wilden Wald nicht mehr unberührt. Er nimmt Besitz von einer fertigen Hütte und besäet den Acker, den ein Anderer für ihn aufgegraben hat.

Aus dem Kathen wird vielleicht einst ein großer, wohlhabender Bauernhof und im Laufe der Zeit ersteht vielleicht ein Dorf ringsumher.

An diejenigen denkt dann niemand mehr, die ihr einziges Kapital — ihre Jugendkraft — hier niedergelegt hatten. Sie waren ja nur ein Knecht und eine Magd und beide blutarm.

Wären diese Beiden im Pastorat geblieben, der Eine als Knecht, die Andere als Hausmädchen, so wäre wahrscheinlich beider Leben unter weniger Kümmernissen verflossen, die Wildniß aber wäre nicht angebaut worden und die Vorpostenarbeit der Civilisation wäre ungethan geblieben.

Wenn der Roggen auf unseren Feldern blüht und die Gerste Aehren schießt, dann gedenkt dieser ersten Opfer der Ansiedelung.

Wir können keine Denkmäler auf ihre Gräber setzen, denn sie zählen nach Tausenden und ihre Namen kennen wir nicht.

II.

Traurige Geschichte eines kleinen Hasenjungen.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen von Anna Buch.

Du hast jetzt ebenso große Augen wie ich", sagte die Hasenmutter zu ihrem Sohne und setzte sich mit gespitzten Ohren und hängenden Vorderläufen auf die Hinterläufe.

Der junge Hase setzte sich ihr gegenüber, die Ohren gleichfalls gespitzt und die Vorderläufe auf dieselbe Weise hängend.

„Ja, ja, so ist es", sagte die Mutter. „Ich habe bald für Andere zu sorgen. Du kannst gehen. Was lungerst du noch, mach', daß du fortkommst."

Klein-Lampe verstand, daß es der Mutter bittrer Ernst mit ihren Worten war.

Er war ganz verwirrt, sein Blick trübte sich, und er ließ sich langsam auf die Vorderläufe nieder, so

tief, daß seine Kreuzschnauze den Boden berührte. Er hätte sich so gerne schmeichelnd an die Seite der Mutter geschmiegt, sie mit seinen ungeschickten Sprüngen erweicht und alles in Scherz verwandelt. Aber der Mutter Miene wurde immer ernster, ihre Augen noch runder als vorher. Klein-Lampe schlich vorüber und verschwand mit kurzen Sätzen im Gebüsch.

Sein Verstand sagte ihm, daß er jetzt sich selbst überlassen war, und daß er unschuldig litt. Er ging mit betrübtem Sinn gerade vorwärts; er gerieth auf einen Fahrweg, blieb aber nicht stehen, um sich umzusehen. Er begegnete einer Schafherde, schenkte ihr jedoch keinen Blick. Er war beleidigt und man sollte es sehen. Er gelangte in unbekannte Gegenden, kümmerte sich aber nicht darum. Er wanderte und wanderte, so weit der Wald reichte — man hatte ihn ja verlassen. Was sollen mir noch die Furchen der Felder, die Laubwäldchen mit ihren Espen, die Wiesen mit dem guten Grase und die Senkungen mit ihrem Schachtelhalm . . . mich kümmert nichts mehr, es ist mir Alles gleich, ich sterbe vor Hunger — dann wird sich schließlich vielleicht noch Jemand meiner annehmen.

Dazu war das Wetter so schön und der Sommernachmittag so warm.

Gerade als Lampe sich im Schutze des tiefsten Tannenwaldes glaubte, hörte dieser auf, und er befand sich am Rande einer Wiese, hinter einer Scheune am Feldraine, und etwas weiter lag ein Gehöft.

Er blieb stehen und lauschte.

Dort herrschte Leben und Bewegung, die Viehmagd rief die Kühe nach Hause, und die Schellen klangen schon hinter ihm. Es waren bekannte Schellen, er hatte sie jeden Tag gehört. Die Kühe hatten den ganzen Sommer dieselben Weideplätze besucht wie er.

In dem Augenblick war Lampe's Kummer vergessen. Er war ja doch nicht so ganz allein und er stellte sich auf zwei Läufe, als die Leitkuh den Kopf vorstreckte und zum Gehöfte hin brüllte. Das war ja ein alter, guter Kamerad . . . jetzt fehlte ihm nichts mehr.

Er wagte sich auf die Wiese hinaus, schlich längs des Grabenrandes dahin und machte einen kleinen Ausflug zur Scheune, von dem er jedoch in das Waldesdickicht zurückkehrte. Dort fand er am Rande des Laubwaldes eine dichte kleine Tanne, an deren Fuß er sich zur Ruhe niederlegte.

Hier schlummerte er, müde von den Gemüths-

bewegungen, ein, den Kopf zwischen den Schultern und die Ohren auf den Rücken heruntergedrückt.

Erst am Abend erwachte er. Er fühlte einen nagenden Hunger. Aber er kannte schon den Weg zur Wiese mit dem zarten Grase; hier und da biß er einen Halm ab und zernagte ihn.

Die Wiese war noch nicht gemäht und das Gras so hoch, daß er, selbst wenn er sich auf die Hinterläufe aufrichtete, kaum mehr als die Baumwipfel, die Wetterfahne auf dem Brunnen und den First des Daches sehen konnte.

Er hatte sich satt gegessen und mit der Zunge Wasser aus dem Graben geschlürft; noch vor Grauen des Tages war er an das neue Leben gewöhnt und beschloß hier zu bleiben; die Mutter war ihm nunmehr nur eine entfernte Erinnerung. Er untersuchte vorsichtig seine Umgebung. Allmählich trat er sich Wege ein, die er dann verfolgte, ohne einen Zoll breit davon abzuweichen. Er hatte seine eigenen Lücken in den Zäunen, er suchte sich bestimmte Futterstellen und trank aus seinem eigenen Moosgraben. Er hatte sich vertraut damit gemacht, daß Alles sein Eigenthum sei; Bäume und Büsche, das Wäldchen und die Wiese mit der Scheune waren sein, und sein auch das Gehöft da hinten, wo am

Tage reges Leben herrschte, in der Nacht aber Stille und Ruhe, gerade wenn er sich zu rühren pflegte.

Die Kinder kamen freilich oft und pflückten Beeren dicht neben ihm; aber wenn er dann den Rath der Mutter befolgte, sich dicht an den Boden drückte, nicht ein Härchen bewegte, nicht einmal blinkte, so gingen die Kinder vorbei, ohne etwas zu bemerken, und waren bald im Gestrüpp verschwunden. Als die Mäher zum ersten Male ihre Sensen schliffen, erschrack er aufs äußerste, machte drei Sätze von seiner Schlafstelle weg und war dem Tode nahe vor Schreck. Doch als das Entsetzliche ihm nicht näher kam, beruhigte er sich, kehrte zurück und gewöhnte sich allmählich an den Laut. Dann klang es ihm immer vertrauter und mischte sich in seine täglichen Träume. Er lernte allmählich alle Laute unterscheiden, die Stimmen der Menschen, das Läuten der Schellen, das Rädergerassel, die Rufe der Pflüger und das Wiehern der Pferde.

Den Sommer über tummelte er sich im duftigen Grase, wuchs, nahm zu und fühlte eine merkwürdige Kraft in seinen Beinsehnen.

Das Heu war eingeführt, die Tage wurden kürzer, die Nächte länger und das Wetter sehr schlecht. Es knisterte beständig im Walde, die fallenden Blätter erschreckten ihn und das Laub gab keinen

Schutz mehr. Vom Walde her knallten Schüsse, Hundegebell und Lärm ertönte. Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, aber ihm ahnte, es könne nichts Gutes sein.

Einmal gingen einige große Gestalten an ihm vorbei und längs der Wiese sprang ein schnupperndes, schnaubendes Ungethüm. Die dort hatten Böses im Sinne; er lauschte mit starren Blicken, die Hinterläufe sprungbereit. Schnell duckte er sich nieder und war gerettet. Sie gingen vorüber und kamen nicht wieder.

Eines Tages gerieth er in das höchste Erstaunen. Er leckte seine Pfoten und Seiten und erkannte sein eigenes Fell nicht mehr. Er fing an weiß zu werden. Was hatte das zu bedeuten? Das war ja ganz verrückt. Alles um ihn her wurde schwärzer und schwärzer, nur er wurde immer weißer. Es schien ihm, als fände er nirgend mehr Schutz, als könnte man überall auf ihn zielen, und als wiesen Bäume und Sträucher mit dem Finger nach ihm. Rührte er sich nur, so war eine Elster da, die ihn auslachte, oder ein Eichelhäher, der über seinem Kopfe schrie. Beschämt suchte er im dichtesten Wachholdergebüsch Schutz, wagte sich nicht auf offene Stellen hinaus und hielt sich in schönen Nächten in seinem Versteck, auch wenn der Hunger ihn quälte.

Ja, es wurde immer schlimmer, er wurde immer weißer und war nahe daran in Verzweiflung zu gerathen.

Aber eines Tages, als er sich um jeden Preis hinaus auf die Suche nach Futter begeben mußte, wartete seiner eine angenehme Überraschung. Er wäre vor Erstaunen fast auf den Rücken gefallen. Der Boden war weiß und die ganze Gegend hatte ein fremdes Aussehen. Als er sich umsah, bemerkte er Spuren im Schnee. Er ging zurück und wieder vorwärts, und überall entstanden solche Spuren. Er sprang zur Seite, aber auch dort waren welche zu sehen, als er die Stelle verließ, es war zu sonderbar und lustig. Er hatte Lust laut zu lachen.

Das Weiße fand sich überall, es tropfte vom Himmel auf seine Pfoten und seine Schnauze, und überall war es gleich; das schwarze Ackerland war ebenso weiß wie das Thal und die Wiesen; ebenso weiß wie er selbst. Die ganze Welt war ihm gleich geworden.

Mit Ankunft des Winters erwachte neue Lebenskraft in ihm. Er empfand oft eine unbezwingliche Lust, geradeaus über die Schneefläche zu jagen, die sich rings umher ausdehnte. Alle Friedensstörer waren längst verschwunden. Weder Hundegebell noch menschliche Stimmen waren vom Hofe zu

hören. Nichts als das Knarren der Schlittenkufen und das Schnarren der Wetterfahne auf dem Brunnen. Er hatte nur noch zwei Kameraden, die Meise und den Hackspecht.

Die Mondscheinnächte waren ihm Feierstunden. Wenn er sich sein Abendbrod im Haferstroh gesucht hatte, so begab er sich auf Lusttouren.

Der Hof dort hinten lockte ihn besonders; es ergriff ihn eine wilde Lust, hinter den Wiesenzaun zu gehen, und er ging. Es war ein Loch im Zaun, er kroch hindurch; blieb mitten auf dem Felde stehen und dachte nach. Dann wagte er sich bis zur Getreidedarre heran, die eben geheizt wurde. Er schnupperte in die rauchige Luft hinaus, ging hinter das Spreuhaus und trat unvorsichtig in ein Bund Stroh, was ihn so erschreckte, daß er einen langen Seitensprung in den Schnee that. Dieses Mal wagte er sich nicht weiter.

Aber die nächste Nacht war er kühner. Er schlich sich von der Getreidedarre den Weg entlang zum Hofe, wo er auf dem eingetretenen Wege zwischen Knechtswohnung und Stall stehen blieb. Auf dem Hofe standen ein Schlitten und eine Wassertonne.

Im Stalle hörte er das Pferd fressen, aber sonst war nichts Furchterweckendes zu merken.

Jetzt hatte er also gesehen, wonach ihn so lange gelüstet, und befriedigt kehrte er auf seiner eigenen Spur über das Feld und die Wiese zu seinem Wachholderbusch zurück.

Nachdem er sich so Muth gemacht hatte, unternahm er diesen Weg jede kalte Nacht, wo man fror, wenn man sich nicht bewegte.

Um sich zu erwärmen, durchstreifte er die ganze Gegend kreuz und quer, machte mitunter lustige Sprünge auf Acker und Wiese und spielte im Mondenscheine mit seinem eigenen Schatten. Er beherrschte die ganze Gegend, trat sich ordentliche Wege im Schnee ein, trat sie nach jedem Schneefall von neuem ein und umschloß so das ganze Gehöft.

Da geschah es einmal, als er mit gespitzten Ohren vor dem Stalle saß, daß ein weißes schreckliches Gespenst aus der Hausthür trat. Mit einem Satz stürzte sich Lampe ins Versteck zwischen Knechtswohnung und Stall und hörte, wie man hinter ihm her rief und in die Hände klatschte. Es hatte geschneit und wie ein Blitz schoß er auf seinem alten Wege zum Loch im Zaune dahin, den Lauf bergab noch beschleunigend.

Da stieß er plötzlich ein herzzerreißendes Stöhnen aus, das vom eisbekleideten Waldesrande als schwaches Echo zurückgegeben wurde; er fiel auf die

Schnauze in den Schnee, warf sich auf den Rücken — und war todt. — Der Hinterlauf war in das unter dem Schnee lauernde Eisen der Falle gerathen.

Vor Schreck brach sein zartes Herz.

Der Tod kam so schnell und unerwartet, daß er nicht einmal den Stempel der Furcht auf sein Angesicht drücken konnte.

Er hauchte sein Leben in einer schönen Mondnacht aus, und am nächsten Morgen trug ihn der kleine Sohn des Hauses als Eisblock jubelnd heim.



III.

Ein Wrack.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen von Anna Buch.

I.

Wir verbrachten den vorigen Sommer in einem Bauernhofe im nördlichen Savolaks* mein Freund der Maler und ich. Der Hof hatte eine schöne Lage auf einer Landspitze, eine halbe Meile von der Kirche. Mein Freund wollte Naturstudien machen, und ich trieb mich meist unbeschäftigt mit ihm umher, hielt mich mit einem Buche in seiner Nähe und schlief bald hier, bald da im Grase. Wir führten ein sorgloses Künstlerleben, zufrieden im Glauben, eine Menge ursprünglicher Gedanken und Ideen zu besitzen und auch die Kraft, ihnen Leben zu verleihen.

* Eine Landschaft im Herzen Finnlands.

Unsere Wirthsleute waren freundlich und zuvorkommend, der Hofbauer ein etwas gesprächiger und prahlerischer, aber sonst liebenswürdiger Mann, die Mädchen klug und gewohnt, keine Antwort schuldig zu bleiben. Die Bäuerin, ein anmuthiges Savolaksweib mit ruhigem Blick und fein gezeichnetem Gesicht, ging beinahe unsichtbar den ganzen Tag beschäftigt im Hause umher und schien eigentlich diejenige zu sein, welche das ganze Haus lenkte. Oft saßen wir nach der Badestunde oder dem Abendbrod in der großen Stube oder auf der Treppe mit der ganzen Familie in lebhaftem Gespräch bis gegen Mitternacht bei einander.

Eine Person im Hause jedoch gesellte sich niemals zu uns und schien eigentlich auch nicht zum Hofe zu gehören. Es war ein Mann in mittleren Jahren, von dunkler Hautfarbe, lang und mager, mit tiefliegenden Augen und buschigem, stets ungeordnetem Bart. Er saß allerdings am gemeinsamen Tisch und aß vom selben Brod wie die Anderen, hatte aber außerdem eine eigene Butterdose und Milchkanne.

Wenn wir in der Stube saßen, saß er auf der Treppe, saßen wir aber auf der Treppe, so zog er sich zur Dachleiter zurück und saß dort unbeweglich, die Pfeife im Munde, und starrte hinaus auf den See. Er rauchte ununterbrochen und stopfte seine

Pfeife sofort wieder, sobald er sie ausgeraucht. Es wurde ihm nie eine Arbeit aufgetragen, weder auf dem Acker noch im Walde; doch saß er fleißig mit der Angelruthe und flocht dann und wann Fischreusen. Außerdem holte er zweimal in der Woche die Post vom Krämer im Kirchdorfe ab und brauchte dazu gewöhnlich den ganzen Tag. Wenn er wieder kam, hatte er gewöhnlich einen zerkauten Cigarrenstummel im Munde, den er dann in der Pfeife ausrauchte. Er las die Zeitung unterwegs, am Graben an der Landstraße sitzend, wo wir ihn bisweilen in seine Lectüre versunken antrafen.

Anfangs wich er uns aus und wandte das Gesicht ab, wenn wir ihm begegneten, aber als er anfing, uns unsere Zeitungen zu holen und wir ihm dafür eine Cigarre anboten, wurde er etwas zutraulicher.

Wenn wir uns dann mit der Staffelei auf einem Ackerrain, einer Wiese oder einem Waldhügel niederließen, folgte er uns zuerst in der Entfernung, näherte sich aber allmählich so weit, daß er von seinem Stein oder Baumstumpf aus der Malerei folgen konnte. Er wurde dann so gefesselt, daß er seine Pfeife ausgehen ließ. Ich beobachtete ihn heimlich und sah Leben in seinen schlaffen Zügen spielen, während er neugierig das Bild mit der zu malenden Landschaft verglich.

„Seid Ihr ein Verwandter des Hofbauern?“ fragte ich ihn einmal, als er sich uns ganz genähert hatte.

„Nein“, antwortete er zerstreut.

„Knecht seid Ihr auch nicht?“

„Knecht? . . . Nein ich bin kein Knecht.“

Ich konnte ihn doch nicht fragen, was er denn eigentlich sei, und da er uns nicht störte, durfte er uns folgen, besonders da er unaufgefordert einen Theil unseres Gepäcks nahm.

Aus seiner Einsilbigkeit schloß ich, daß er ein Verwandter der Wirthsleute war und einige Schrauben in seinem Gehirn nicht ganz fest saßen.

Wir fragten einmal gelegentlich den Bauer darum.

„Seine Schrauben sind wohl in Ordnung, und ein Verwandter von uns ist er auch nicht. Er gehört eigentlich zur Herrschaftsklasse, hat aber nicht verstanden, sich in der Höhe zu halten. Sein Bruder, der Beamter in der Stadt ist, war einmal hier, um ihn bei uns einzumiethen, und jetzt ist er schon an die fünf Jahre hier. Seine alte Mutter bezahlt uns zehn Mark im Monat für ihn und schickt uns das Geld direct zu. Er selbst erhält nur Tabaksgeld und etwas zu Kleidern. Aber er versäuft sogleich Alles und muß sich mit unserem zu Hause gezogenen Blatttabak und mit Bauernkleidern begnügen. Uns ist

streng verboten, ihm irgend welche starke Getränke zu geben, und außer Kaffee kriegt er nichts."

„Wißt Ihr, was er früher gewesen?"

„Das wissen wir nicht. Als er einmal betrunken war, soll er vor dem Weibervolk geprahlt haben, daß er nicht immer so gewesen sei wie jetzt, sondern in der Welt umhergereist, in allen möglichen großen Städten gewesen und daß er ein berühmter Mann hätte werden können, wenn er kein Unglück gehabt hätte. Wenn er betrunken heim kommt, hat man seine liebe Noth mit ihm, aber wenn er wieder nüchtern wird, ist er still und schweigsam, deshalb haben wir ihn behalten."

„Thut er irgend etwas?"

„Im Sommer angelt er und im Winter legt er Schlingen aus für die Hasen. Zuweilen im ärgsten Schneegestöber, da nimmt er seinen Pelz und hackt sich sein Brennholz am Holzstapel selber. Oder er haut Fichtenzweige zur Streu hinter'm Stalle. Er liebt solche Arbeit, denn er wird nie dazu angehalten."

Wir fragten, wie er sonst seine Zeit verbrächte.

„Im Winter holt er sich Bücher aus der Leihbibliothek, und wenn er sie ausgelesen, kann er viele Tage lang dasitzen und den Kopf hängen lassen,

an seiner Pfeife saugend, wie die Herren ihn auch häufig sehen."

„Er redet nie ein Wort und theilt Niemandem mit, worüber er grübelt."

„In der ersten Zeit holte er sich ja auch Papier vom Kaufmann und zeichnete mit dem Kohlenstift Häuser, Bäume und Menschen darauf", erklärte die Wirthin, die zufällig dazu gekommen.

„Ja das ist doch nur Faullenzerarbeit", sagte der Hauswirth gleichgiltig.

Mein Freund aber war neugierig geworden und fragte, ob er nicht die Bilder sehen könnte.

„Wir haben sie nicht verwahrt oder vielleicht haben die Mädchen das eine oder andere in ihrem Kram. Einmal, als er etwas aufgeräumt war, prahlte er, sie wären mehrere hundert Mark werth; aber man weiß ja, wieviel das Gerede solch eines Saufaus zu bedeuten hat."

Die Hauswirthin ließ ihre Töchter gleichwohl nachsuchen, und schließlich wurden dann auch einige Papiere gefunden. Auf dem ersten Bogen war von geübter Hand mit schwarzer Kreide das Interieur einer Bauernstube mit einem Webstuhl am Fenster gezeichnet. Das Mädchen, welches über den Webstuhl gebeugt saß, hatte große Aehnlichkeit mit der ältesten Tochter des Hauses, von hinten gesehen.

Auf dem zweiten Blatt hatte er ein Pferd angefangen, das aus einem Brunneneimer trank, den ein Mann mit dem Fuß gegen den Ueberbau des Brunnens drückte. Das dritte Bild war ganz unvollendet, aber man konnte doch sehen, daß es eine Kuhhürde und ein Rauchfeuer gegen die Mücken darstellte.

„Der Mann ist ja ein Künstler“, rief mein Freund. — „Siehst Du, wie typisch dies Mädchen ist . . . und sieh, wie richtig das Pferd gezeichnet ist! Das ist eine vortreffliche Studie. Jetzt fange ich an, ihn zu verstehen!“

Wir begannen wirklich den sonderbaren Menschen und sein Interesse für die Malerei zu begreifen; jetzt verstand ich den Blick, mit dem er die Arbeit meines Freundes verfolgte und sie mit der Natur verglich, und ich bekam Lust, ihn näher kennen zu lernen und mehr über seine Vergangenheit zu erfahren.

Am nächsten Morgen erwarteten wir ihn jedoch vergebens, obgleich mein Freund ein neues großes Gemälde am Strande ganz in der Nähe des Hofes begonnen hatte. Als er vom Morgenangeln heimkehrte und uns sah, zog er das Boot ein gutes Stück von der gewöhnlichen Landungsstelle entfernt an's Land und machte einen Umweg über die Aecker

hinauf zum Hofe. Er kam den ganzen Tag nicht zu uns, und wenn er uns zufällig im Vorhause begegnete, sah er fort und erwiderte kaum unseren Gruß. Wir hörten später, daß die Mädchen ihm erzählt, wir hätten seine Zeichnungen gesehen; da hatte er sie zurückgefordert und wahrscheinlich verbrannt.

Wir hätten vielleicht den Hof mit diesen kurzen Daten über den wunderlichen Mann verlassen müssen, der immer mehr unsere Neugier erregte, wenn uns nicht eine Begebenheit sein Geheimniß enthüllt hätte.

II.

Am Johannisabend war ein Scheiterhaufen zu einem Lustfeuer oben auf der Anhöhe hinter dem Hofe ganz nahe der Schaukel zusammengetragen worden. Wir hatten ein altes Boot gekauft und unser Wirth eine alte Theertonne gespendet. Da es zugleich der Namenstag meines Gefährten war, hatten wir beschlossen, die älteren Männer des Hauses zum Punsch zu laden, während die jüngeren Bier und die Frauen und Kinder Limonade und Naschwerk erhalten sollten.

Während wir unsere Vorbereitungen trafen,

hielt sich unser eigenthümlicher Freund die ganze Zeit auf dem Hofraum auf, weniger scheu und zurückhaltend als sonst; und als wir uns nach gemeinsamen Bade in der Badestube* alle auf den Weg machten, und er gerade zur Hand war, fragte ich ihn, ob er uns nicht Gesellschaft leisten und ein Glas Punsch mit uns trinken wolle. Er sagte ein unsicheres hastiges: „Danke", sah aber sehr zufrieden aus und erbot sich, dem Jungen beim Tragen des Bierkorbes behilflich zu sein.

Als wir dann nachkamen und unsere Getränke bei einem großen Stein oben auf der Anhöhe aufstellten, begann er mit den jungen Leuten das letzte Strauchwerk zum Johannisfeuer zusammenzutragen. Mit großen Kiefernzweigen auf den Schultern ging er an uns vorüber, schleuderte sie auf die Erde, daß es krachte, und ging wieder in den Wald, um mehr zu holen.

Sobald wir ihn jedoch aufforderten, seinen Punsch zu brauen, gesellte er sich sogleich zu unserem Kreise, der aus dem Hofwirthe und einigen Nachbarsleuten bestand.

---

* Die Finnen nehmen gleich den Russen wenigstens einmal wöchentlich ein finnisch-russisches Dampfbad, als dessen ursprüngliche Erfinder vielleicht die Finnen, nicht die Russen anzusehen sein dürften.

Seine Hände zitterten merkbar, als er sich das Wasser eingoß, und seine Finger krümmten sich wie im Krampf, als er in der Zuckerdose nach einigen Stücken Zucker herumsuchte, die er dann schließlich mit vieler Mühe herausholte und in sein Glas warf.

Man sah, er hatte sich lange keinen Punsch gebraut. Wir stießen auch mit ihm an und redeten vom Wetter und den Ernteaussichten, ohne ihn mit Fragen zu stören.

Inzwischen probirte er fleißig seinen Punsch und rauchte Cigaretten — immer bis herab auf die Baumwolle, stets die eine an der anderen anzündend. Plötzlich fragte er:

„Soll denn der Scheiterhaufen gar nicht entzündet werden?" Er sah uns jetzt gerade in die Augen, und seine düsteren unbeweglichen Züge hatten Leben gewonnen. Sie zeigten beinahe Spuren von Frohsinn, der gewöhnliche scheue Ausdruck war gewichen; und als wir den Burschen zuriefen, sie sollten anzünden, ergriff er plötzlich sein Glas und sagte unmotivirt feierlich:

„Ich erlaube mir auf Ihr Wohl zu trinken, meine Herren . . . Wir sind einander noch nicht vorgestellt . . . ich heiße Forsberg."

Wir thaten ihm Bescheid, und er leerte sein Glas in einem langen Zuge bis zur Hälfte.

Wir standen auf, um dem Anzünden des Lustfeuers zuzuschauen, und er ließ die Burschen den Haufen an mehreren Stellen zugleich anstecken.

„Dann flammt er ordentlich auf!“ sagte er.

Wir standen im Kreise um die Flammen, die sich von allen Seiten knisternd beeilten, zum Wipfel der Kiefer hinaufzuklimmen, die das Ganze stützte. Als sie ihn erreicht, schlugen sie mit einem rauschenden Getöse zusammen uud leckten in langen Zungen hinauf zum ruhigen Nachthimmel.

Die kleinen Jungen riefen Hurrah und warfen neues Strauchwerk in's Feuer.

Ich sah auf Forsberg, der neben mir stand und in die Flamme starrte. Er stand breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, den Hut auf dem einen Ohre, eine verlöschte Cigarette im Mundwinkel. In seinen Augen fand ich einen ernsten prüfenden Ausdruck, der mich an einen Maler erinnerte, der sein Motiv findet. Ganz unvermuthet streckte er die Hand aus, wies auf den Himmel und das Feuer und sagte zu mir:

„Ein prachtvoller Effect das.“

„Ja, in der That“, sagte ich etwas verwundert.

„Der Himmel da, sehen Sie dort . . . Sehen Sie, wie dunkel er ist . . . und der Uebergang zum Lichte dort . . . und das Mädchen hier mit den

rothen Backen und der blauen Schürze, sehen Sie, wie sie leuchten . . . Das ist prächtig . . . dort weiter hin siegt der Himmel.“

„Ja, wirklich, sehr schön“, sagte ich, da ich nichts Anderes fand; zugleich konnte ich mich nicht enthalten zu fragen:

„Sind Sie denn Maler?“

„Ich habe wohl früher gemalt.“

„Weshalb malen Sie denn nicht mehr?“

Er antwortete nicht, blieb aber in derselben Stellung stehen. Dann und wann sah man Bewegung in seinen Zügen, und es schien mir, als ob er zittere. Der Punsch stieg ihm offenbar immer mehr zu Kopf.

„So, Kinder, jetzt einen allgemeinen Trunk . . . trinkt Bier und Limonade, Jungen und Mädchen! Und dann tanzen wir!“ rief mein Freund jetzt.

Der Haufen vertheilte sich in kleine Gruppen, ein Theil tanzte, die Anderen schaukelten. Die Hofbauern ließen sich mit ihren Gläsern in der Nähe des Johannisfeuers nieder, wir setzten uns ebenfalls und Forsberg wurde leicht überredet, uns Gesellschaft zu leisten.

„Ich höre, Sie sind Maler?“ sagte mein Freund, als wir unser zweites Glas Punsch fertig hatten. Unser Gast war mit ganzer Seele dabei gewesen,

als er sein Glas präparirte; er hatte mehr als die Hälfte Cognac dazu gegossen und trank sogleich einen tüchtigen Schluck, noch ehe der Zucker Zeit gehabt zu schmelzen.

„Ich habe seit vielen Jahren nicht gemalt.“

„Aber Sie zeichnen wenigstens.“

Er antwortete nicht, sondern nahm einen neuen Schluck, that einen langen Zug aus der Cigarette und zog den Rauch tief in die Lungen hinein.

„Sie sind also derselbe Forsberg, von dem zwei Bilder im Athenäum in Helsingfors hängen?“

„Es mögen wohl welche dort hängen. Aber sie sind nichts werth ... Darf ich fragen, ob Sie in Düsseldorf studirt haben?“

„Nein, ich bin nur in Paris gewesen.“

„Das sieht man Ihren Arbeiten an ... Heutzutage müssen Alle dorthin ... aber wir malten damals nicht schlecht in Düsseldorf ... dort hat ja auch Holmberg* sich ausgebildet.“

„Kannten Sie ihn denn?“

„Werde ihn wohl gekannt haben, da wir jeden Abend in derselben Bierkneipe zusammensaßen ... Das war ein Genie!“ rief er plötzlich aus, einem Bedürfniß, seinen Gefühlen Luft zu machen, fol-

* Ein hervorragender finnischer Maler. D. Hrsg.

gend — . . . „Ihr modernen Pariser Maler, Ihr versteht noch nicht, die Natur so zu fassen wie er . . . Ihr habt keine Ideale . . . in der Kunst soll es aber Ideale geben . . . seht Euch nur diese Sommernacht an . . !“

„Weshalb haben Sie denn nicht weiter gemalt?“ fragte mein Freund mit einem Schatten von Ironie im Ton.

„Ich rede nicht von mir selber und auch nicht von Ihnen . . . wir wollen von den großen Meistern reden . . . Was bedeuten Personen . . . Personen sterben, aber die Kunst lebt . . . Es lebe die Kunst . . . die Kunst ist etwas Heiliges und Großes . . . Ein Hoch der finnischen Kunst!“

Er faßte sein Glas mit einer großen Armbewegung. Das Blut stieg ihm immer mehr zu Kopf, seine Augen brannten, und die Stirnhaut wurde gleichsam trübe wie sein Gedankengang und seine Rede. Wir betrachteten ihn neugierig.

„Haben Sie noch Tabak? — Danke! — Entschuldigen Sie, aber ich bin so verdammt froh, Bekannte zu treffen . . .“

„Weshalb haben Sie nicht in Düsseldorf studirt . . . gleichwohl ist mir, als wären wir alte Bekannte! . . Auch ich bin in Arkadien geboren! . . . Ja . .

ja . . aber was rede ich von mir! Ich bin eine verfehlte Existenz!"

„Woher wissen Sie das so sicher? Sie sind allzu pessimistisch!"

„Ich weiß es auch nicht . . . und Niemand weiß es . . . aber man glaubt und man folgert und man sagt, Dieser oder Jener ist eine verfehlte Existenz, ein schiffbrüchiges Wrack . . . aber das beruht auf Umständen und auf Glück und daß man versteht, sich durchzuschlagen . . . Sie sind solche praktische moderne Menschen . . . aber das sage ich nur, daß ich Euch noch zeigen werde . . . Geben Sie mir Farben und Leinwand morgen, junger Mann, und . . ."

„Sehr gerne!"

„Ja, ja, sehr gerne, natürlich! . . . Ihre Technik ist gut. . . . die Technik ist schwer, aber sie ist nicht Alles . . . Holmberg sagte, daß ich guten Farbensinn habe . . . entschuldigen Sie, daß ich Ihnen was vorprahle . . . Aber meine Bilder im Athenäum taugen nichts . . . wahrer Strunt . . . aber ich habe schon lange eine gute Idee gehabt oder richtiger zwei . . . eine solche helle Sommernacht mit einem Johannisfeuer, vom Volk umgeben, dann der Kampf des Lichtes vom Feuer und der hellen Sommernacht . . verstehen Sie? . . Nein,

Sie verstehen mich nicht, und ich kann es auch nicht recht darstellen ... Zum Teufel mit Allem! Ihr Wohlsein, meine Herren!"

Er hatte das Letzte mit einem Ton von Bitterkeit gesprochen, wurde aber wieder weich, als mein Freund zugab, daß seine Idee sehr schön wäre. Die Thränen traten ihm in die Augen, und er begann wieder zu reden, halb für sich selbst.

„Eine solche Sommernacht, eine solche nordische Sommernacht! Ist das nicht großartig ... nicht großartig, was? Weshalb hat Niemand sie gemalt? Dort das Schilf am Ufer ... und dort gegenüber die Hütte auf der anderen Seite des Sees ... der Nachtnebel schleicht am Strande entlang ... und die Fischer sitzen am Schilfrande ... die Kuhglocken klingen ... aber das gehört nicht zur Sache ... oder weshalb sollte das nicht zur Sache gehören? ... das Bild müßte so gemalt sein, daß man die Kuhglocken hört und alle anderen Laute auch ... alle anderen Laute ... Wie sagt doch Tapelius von der Klarheit der Sommernacht im Norden ... „sie haben Sonne und Mond in allen Stellungen gemalt" ... Stellungen hieß es ja wohl ... aber die Klarheit der nordischen Sommernacht, wo es keine Schatten giebt, sondern nur Licht ... nein, ich weiß nicht mehr, wie es

war . . . ich habe nie Energie gehabt und auch nie Technik besessen . . .“

Er versuchte die fliehenden Gedanken durch einen Schluck aus dem Glase zu sammeln, fand aber offenbar nicht, was er sagen wollte.

„Nei—n! — Na, — Wohlsein! — Ich will nicht mehr . . .“

„Versuchen Sie doch. Vielleicht gelingt es Ihnen.“

„Wie meinen Sie? Nein, es geht nicht . . . das wissen Sie ja selber . . . ich sehe es ja in Ihren Augen, daß das nur Höflichkeit war . . . aber man braucht nicht Mitleid mit mir zu haben, obgleich nichts aus mir geworden . . . es quält mich, hören Sie . . . Wenn Sie mehr Cognac haben, so geben Sie her.“

Unser Hauswirth war gekommen, um sich ein neues Glas zu brauen, und er antwortete auf dies Begehren halb im Scherz:

„Er müßte nicht mehr bekommen!“

Ein Hassesblitz leuchtete in seinen Augen auf, und sein Mund verzog sich in häßliche, böse Falten.

„Was sucht Ihr hier? Geh Deiner Wege!“ rief er dem Bauer zu.

„Nun, nun — ich bin ja hier ebenfalls geladener Gast wie Ihr . . . aber wenn die Herren wünschen . . .“

„Nein, nein, setzt Euch nur her! Wir finden wohl Alle Platz hier.“

„Ich sage Euch, Hauswirth, es ist tölpelhaft von Euch, sich in unser Gespräch zu mischen! Was geht's Euch an, ob ich trinke oder nicht?“

„Nichts, gar nichts, man soll sich doch nicht gleich über einen Scherz so ärgern.“

„Das war kein Scherz ... Du bist ein hinterlistiger Kerl ... Du bewachst mich wie ein Polizist ... Du gehst in den Dörfern umher und fragst, ob ich dagewesen und getrunken habe, und erzählst Geschichten über mich beim Kaufmann und im Kirchdorfe ... bist Du etwa mein Vormund?“

„Wer hat das behauptet? ... Sagen Sie doch, meine guten Herren, haben Sie je gehört, daß ich ... “

„Weiß schon, weiß schon ... Du bist ein dummer, geiziger ... und roher Kerl!“

„So fängt er immer Streit an ... jetzt sehen die Herren es selbst ... sobald er einen Tropfen trinkt ... und doch will er den gnädigen Herrn spielen, aber ein Herr Lump bist Du und weiter nichts.“

„Du bist ein Tölpel ... ich verachte Dich und ich wende Dir mit Ekel den Rücken.“

„Es ist nur sonderbar, daß Dein Stolz Dir erlaubt, mit mir an einem Tische zu essen.“

„Ich bezahle mein Essen!“

„Du bezahlst? Andere bezahlen für Dich, und jeden Penny, den Du selber erhältst, versäufst Du.“

„Du aber bist zu geizig, um zu saufen!“

In dieser feinfühligen Weise dauerte der Streit noch eine Weile fort, während die Leute sich um sie versammelten. Forsberg hatte sein Glas mit reinem Cognac gefüllt und trank es in einem Zuge aus. Unter dem Einfluß des Cognacs und des Streites sank er immer mehr herab, so daß alle Verfeinerung verschwand und seine Worte und Bewegungen an einen gewöhnlichen, verkommenen Dorfschreiber erinnerten.

Der Streit war uns peinlich, und wir forderten Forsberg auf, mit uns fortzugehen; da aber wendete sein Zorn sich gegen uns. Mit der ganzen Bitterkeit des mißglückten Talents griff er meinen Freund an:

„Sie haben es gut, Sie . . . mit guten Verbindungen, Freunden, Stipendien! Was aber soll eines armen Mannes Sohn!“ . . . Dann vergaß er wieder seine Armuth und verdammte Himmel und Erde und sich selbst.

„So lassen Sie doch . . . !“

„Lassen Sie mich in Frieden! Fort aus

meinen Augen, alle Herren und Narren! Ich bin ein Wrack, ein Taugenichts . . . aber ich werde mich rächen . . . ich werde mich rächen an der ganzen Welt . . . so!"

Er nahm sein leeres Glas und schleuderte es gegen einen Stein.

Als er jedoch Lust zeigte, alle anderen Gläser nachfolgen zu lassen, packten ihn die Männer, und es entstand ein Handgemenge. Er war schon athemlos und müde von seiner inneren Raserei, und als er einige Püffe bekommen hatte, fiel er vorwärts auf die Steine.

Er konnte sich nicht mehr erheben und nach einigen Versuchen schlief er ein. Wir fühlten tiefes Mitleiden mit ihm, und besonders reizte uns das Benehmen der Bauern, die ihn auf den Rücken gewandt hatten, an ihm zupften und zerrten und sich über ihn lustig machten.

Seine Kleider waren in Unordnung — das heißt das Wenige, was er anhatte — die magere Brust offen, der Kahlkopf glänzte — sein Hut lag weit fort im Busche — der Unterkiefer hing schlaff herab, wie bei einem Todten, so lag er auf dem Rücken da und athmete schwer schnaufend.

Die Sonne war aufgegangen und des längsten Tages erste Strahlen beleuchteten das Elend.

„Immer, wenn ich solch einen verpfuschten Handwerksgenossen sehe“ — sagte mein Freund niedergeschlagen — „habe ich ein schlechtes Gewissen. Wer weiß, was er Alles hätte ausrichten können, wenn nur die Verhältnisse günstiger gewesen, und vielleicht hätte er dann viel mehr geleistet als ich und mancher Andere. Du erinnerst Dich ja seiner Bilder, ich zeigte sie Dir einmal? Sie zeugten von einer großen Ursprünglichkeit der Auffassung, wenn sie gleich fehlerhaft ausgeführt waren, und das erkannte er auch selber in seiner dunklen Rede. Außerdem kommt mir immer Alexis Kivi* in's Gedächtniß . . .“

Wir jagten die Bengel fort, die sich an ihm erlustigten, und auch die Anderen verzogen sich allmählich. Dann nahm mein Freund seinen Rock und breitete ihn über den Liegenden zum Schutz gegen die Nachtkühle.

„Jetzt mag er schlafen . . . morgen müssen wir versuchen, ihn unter unsere Flügel zu nehmen — vielleicht wird noch was aus ihm.“

---

* Ausgezeichneter finnischer Schriftsteller, der im Elend lebte und im Irrenhause starb. D. Hrsg.

* * *

Wir sahen ihn weder morgen noch übermorgen. Erst am dritten Tage kam er zum Hofe zurück und schlich sich hinter den Gebäuden zur Badestube, wo er sich hinlegte und schlief. Er hatte nichts an als Hemd und Hosen. Seine Mütze und meines Freundes Rock — hörten wir später — hatte er beim Geheimkrüger im Kirchdorfe verpfändet. Mit uns aber hat er den ganzen Sommer nicht wieder geredet.

IV.

Auf dem Ladogaeise.

Aus „Hihuliter“ von Jac. Ahrenberg.

Aus dem Schwedischen von Anna Buch.

Es war im Spätherbst, der Pferdehändler Iwan Bitschok kehrte mit seinen beiden Gehilfen, dem jungen Kareler Tobias und dem Tataren Kuffein Holam von einem Markte in Kuopio zurück, um in St. Petersburg für guten Preis seine Pferde zu verkaufen.

Kuffein Holam war früher in Wiborg Profoß gewesen, hatte aber sein Amt aufgegeben, um Iwan als Pferdehändler zu begleiten. Dabei trieb er für eigene Rechnung einen recht einträglichen Zwischenhandel mit Schweineborsten für die Fabriken in St. Petersburg. Mit ihnen reiste auch Malachias Hanhineva aus dem Oberlande. Letzterer, der in Flößgeschäften nach St. Petersburg fuhr, hatte sich

den Pferdehändlern angeschlossen, da sie den gleichen Weg reisten.

Iwan und seine Begleiter reisten in zwei Schlitten und hatten fünfzehn bis zwanzig bessere und schlechtere, in verschiedenen Gegenden von Karelen gekaufte Pferde mit sich. Die Gesellschaft war von Kuopio aus über Nyslott, Joensuu und Sordavala gereist; jetzt ging es längs der Küste des Ladoga, bald den Sommer-, bald den Winterweg über gefrorene Sunde und Buchten. Der leichtbewegliche Ladoga dehnte sich nach Süden und Osten aus wie ein Meer, ohne Horizont. Der Ladoga ist die Tochter des Meeres und Vieles in seiner Natur und seinem Tierleben erinnert an seinen stolzen Ursprung. In seiner Tiefe leben Crustaceen, die sich in der Meeresfauna wiederfinden. Hier lebt der Silberlachs in mehreren Arten und großen Formen. Der Seehund jodelt und pfeift wie im Meere, und wenn der Sturm seine Flügel entfaltet, rasen die Wogen des Ladoga gleich denen des Meeres.

Unsere Reisenden sahen hier und da in der Ferne die offene See und hörten das Toben der Wogen. Diese wollten sich auf keinen Fall der Gewalt des Winters unterwerfen. Sie bissen in den Eisrand, peitschten und drückten die harte Decke, die jede Nacht einige Quadratwerst ihres freien Gebietes

eroberte. Aber der Widerstand der Wellen wurde schwächer und schwächer; schwer wie geschmolzenes Blei erhoben sie im Sturme ihre müden Scheitel, ohne Schaum und ohne Brausen, ohne Frische und Leben, und doch war es dasselbe Wasser, das im Sommer stieg und schwoll, beim geringsten Windeshauch in Azur und Grün erglänzend. Jetzt schlugen die Wogen nur kurz und abgemessen gegen die gefrorene Fläche.

Unsere Pferdehändler befanden sich schon hinter Kexholm. Es galt sich zu beeilen, um zum Pferdemarkt in Schlüsselburg einzutreffen und dann noch vor Einbruch des Winters wieder in St. Petersburg zu sein. Eine breitere Bucht sollte noch, um Zeit zu gewinnen, durchschnitten werden, und dann sollte der Weg längs dem einförmigen Sandrücken, der nur 60 Fuß über dem Meeresspiegel das linke Ufer des Ladoga bildet, in schnellen Tagereisen bis Schlüsselburg zurückgelegt werden und von dort zur Weltstadt an der Newa-Mündung. Im letzten Gehöfte am Strande, wo der Weg zum Ladoga hinabführte, wurden die Reisenden vor der Bucht gewarnt. Das Eis wäre wohl stark, aber der Weg noch nicht abgesteckt; übrigens sei der Ladoga unberechenbar, so lange der Pfeilschwanz am Eisrande schrie.

„Unsinn", antwortete Tobias, „diese dreiviertel

Stunde hält das Eis auf jeden Fall; der Schnee leuchtet, der Himmel ist klar und wenigstens eine halbe Stunde haben wir noch Tag", und Menschen und Pferde machten sich auf den Weg. Man war kaum einige Büchsenschüsse weit aufs Eis hinaus gelangt, als der Wind nach Süden umschlug. Er kam in feuchten Schauern, die sich noch kälter anfühlten als selbst der Nordwind, und trieb ein Heer von Schneeflocken und Nebel vor sich her. „Kehren wir um", sagte der Tatar. Bitschok lag schon und schnarchte auf dem Boden des Schlittens. Hanhineva war mit dem anderen Schlitten und einem Theil der Pferde zurückgeblieben. Tobias, furchtlos und jung, meinte, es sei keine Noth; die Pferde würden den Weg schon finden. In Nebel und Schneeschlacken ging es nun schweigend eine Zeitlang weiter; Jeder versuchte sich, so gut es gehen wollte, vor der feuchten Kälte zu schützen. Tobias spähte scharf nach der Wegespur, die in der Dämmerung immer undeutlicher wurde. Auf einmal wieherte eines der Pferde hinter dem Schlitten. Es war ein kurzes, gelles Wiehern. Sofort erwachte Bitschok. „Was heißt das, das Pferd ist ängstlich?"

Richtig, alle Pferde, außer den vor die Schlitten gespannten, spitzten die Ohren, prusteten, zuckten zusammen und sahen unruhig aus. Jetzt merkten

auch die im Vorspann, daß etwas nicht recht war; sie blieben stehen und witterten. Bitschok setzte sich auf den Rand des Schlittens. „Halte einen Augenblick," sagte er zu Tobias. Alle lauschten. „Es sind nur Wölfe", äußerte der Tatar verächtlich. „Peitsche die Pferde", sagte Bitschok und warf sich wieder auf den Boden des Schlittens. Tobias that wie ihm befohlen, plötzlich aber fuhren die Pferde zusammen, warfen sich zur Seite und fort ging es in wildem Galopp. Hanhineva folgte mit seinen Pferden unfreiwillig nach. Im grauschmutzigen Dunkel sah Tobias einen Schwarm zottiger Wölfe, die im Nebel bald auftauchten, bald verschwanden, aber was Tobias nicht mehr sah, war der Weg. Die Unruhe der Pferde nahm zu. Die Männer versuchten sie zu beruhigen, was ihnen auch allmählich gelang. Bitschok richtete sich mürrisch auf, mit der Peitsche in der Hand, bereit, sie wenn nöthig, zu züchtigen. Kaum war er auf dem Eise, so sah er, daß sie die Spur verloren hatten. Wüthend überhäufte er Tobias mit Schmähungen, und rief alle Teufel und bösen Geister herbei, ihn mit Haut und Haar zu holen. Ohne Zweifel hätte er auch die Peitsche angewandt, hätte sie ihm nicht Hanhineva, gerade als er sie hob, aus der Hand gerissen und ruhig und kalt gesagt: „Ruhig, Iwan

Iwanowitsch, noch seid Ihr in Finnland, mit dem Gesetz ist nicht zu spaßen. Jetzt gilt es, den Weg zu finden oder das Leben zu riskiren." Iwan fiel zusammen wie ein nasser Handschuh. Das Leben! Und mit dem beweglichen Temperament des Russen, schlug er sogleich um. „Na, Tobias, es war nicht so schlecht gemeint, sei nicht böse!" Der Tatar kam auch herbei, und die vier Männer berathschlagten, was nun zu thun sei. Tobias Pullinen und Hanhineva wollten, man solle den Pferden freie Zügel geben und sie selbst die Richtung bestimmen lassen, da die Pferde in den meisten Fällen den nächsten Weg zum Lande einschlügen. Der Tatar war derselben Ansicht, fürchtete aber, daß die durch die Wölfe geängstigten Thiere sich nicht von ihrem natürlichen Instinkte, das Land zu gewinnen, würden leiten lassen, sondern von dem Bestreben, den Wölfen zu entkommen. Bitschok wieder hatte bemerkt, daß den finnischen Pferden aus dem Hochlande vollständig der Instinkt fehlte, im Schneegestöber auf weiten Flächen den geraden Weg zum Lande oder zur Heimath zu wählen. Da man indessen aus Mangel an Feuerwaffen der Wölfe wegen nicht wagte, einzeln in verschiedenen Richtungen nach den Spuren zu suchen, auch die vielen unruhigen, aufgeschreckten Pferde nicht einer einzigen Person über-

lassen konnte, während die Anderen herumstreiften, so blieb nichts Anderes übrig, als sich auf den Instinkt der Pferde zu verlassen. Der Tatar, der von seiner Steppe her dergleichen Abenteuer kannte, protestirte lange. Seiner Ansicht nach war es das Beste, die Pferde in einen Kreis zu sammeln, aus dem wenigen Schnee, der hier und da in den Senkungen des Eises lag, einen Wall aufzuwerfen und bis zum Morgen zu bleiben, wo man war. Bitschok fror und Tobias war ungeduldig, Hanhineva glaubte, das Land könne nicht fern sein und die Mehrzahl siegte. Man setzte sich in die Schlitten. „In Gottes Namen", sagte der Russe. Die Pferde zogen an und mit Windeseile ging es fort in die dunkle Ferne. Bald hatten sie die Freude zu merken, daß das Geheul der Wölfe schwächer und schwächer wurde. Da außerdem die Pferde sich beruhigt hatten und tüchtig vorwärts trabten, athmeten Alle erleichtert auf; nur der Tatar war nicht sicher über den Ausgang des Experiments; er murmelte dazwischen immer wieder sein „Allah akbar". Sorglos ging es noch einige Minuten vorwärts. Plötzlich sagte Hanhineva flüsternd, fast zischend: „Halt, Tobias, um Gottes willen, halt!"

Unsere Reisenden fuhren zusammen.

„Was giebt es denn?" fragte Tobias mürrisch.

„Horch, horch genau; was hörst Du?“ sagte Hanhineva ernst.

„Ich höre nichts.“

„Ich höre einen Hund in der Ferne bellen“, sagte der Tatar. „Nein es ist ein Vogel, ein Seevogel; es sind die Polarenten, die am Eisrande rufen, wir sind nach dem Ladoga, dem offenen Meere zu gefahren.“ Jetzt hörten Alle deutlich das klangvolle, energische „Allit, Allit“ der Polarente. Bitschok warf sich nieder und lauschte mit dem Ohr gegen das Eis. „Hanhineva hat Recht, ich höre das Knistern des Eises und das Rauschen der Wogen; wir hätten dem Rath des Tataren folgen sollen. Gott sei uns gnädig.“ In demselben Augenblick krachte das Eis; es donnerte wie ein Schuß und man hörte, wie die Spalte knisternd und prasselnd dem Lande zu sich fortsetzte.

„Dorthin, dorthin“, sagte Hanhineva, „dort haben wir Land. In unseres Erlösers Jesu Christi Namen, laßt uns umkehren.“

Man kehrte sofort um, aber vergeblich; der Weg war nicht mehr zu finden. Das Schneegestöber nahm zu, die Eiskruste wurde nadelscharf und hart, der Sturm heulte, das Eis krachte und die Kälte, die entsetzliche Kälte senkte sich von Norden herab und überfiel mit allen ihren Martern die armen

Reisenden, die nicht einmal für ihren Empfang gerüstet waren; am wenigsten der Tatar, dessen Kaftan nur aus dünnem Zeuge bestand, und Hanhineva, der in St. Petersburg seine Garderobe vervollständigen wollte. Zitternd vor Kälte spannte man die Pferde aus, richtete die Schlitten gegen den Wind und suchte Schutz hinter den undichten Fuhrwerken. Der Sturm hatte vorhin die beiden Schaffelldecken fortgeführt, die gleich gewaltigen Fledermäusen flatternd auf dem Eise verschwanden. Jetzt pflückte er zwischen den undichten Latten der Schlitten das Heu fort. Der Pferde wegen brauchte man sich nicht zu beunruhigen; obgleich ganz frei, dachten sie nicht an Flucht, sie stellten sich mit den Köpfen gegeneinander und suchten sich gegenseitig gegen Kälte und Schneegestöber zu schützen; abwechselnd tauschten die Hintersten den Platz mit denen, die mitten im Haufen standen. Der Tatar und Hanhineva froren erbärmlich. Bisweilen sprangen sie auf, und liefen um das Lager, um sich zu erwärmen, aber wenn sie müde wurden, krochen sie dicht nebeneinander in den Schutz des Schlittens und hüllten sich in eine Bastmatte, die der Wind noch nicht entführt hatte. Bald genug konnte auch die Bewegung ihren erstarrten Körpern keine Wärme mehr geben; sie wurden müde, ehe sie sich erwärmten. Tobias

und Iwan versuchten sie durch Reiben am Leben zu erhalten, aber die eisige Kälte machte es ihnen unmöglich, ihre Hände froren, so daß es unter den Nagelspitzen schmerzte. Als Bitschok an der stockenden, lallenden Sprache des Tataren und Hanhineva's ersah, daß sie es nicht aushalten könnten, versuchte er ihnen Branntwein aufzunöthigen, von dem er und Tobias vorsichtig in kleinen Portionen zu sich genommen hatten. Doch vergebens, denn Malakias Hanhineva sagte zuversichtlich und einfach: „Ich bin ein Christ, bin, was die Welt einen Hihuliten* nennt; ich habe eine große Gemeinde, die der Herr in seiner Gnade durch meine Lehren und mein Gebet vom Fluche des Branntweins erlöst hat; keiner soll sagen, daß Malakias Hanhineva im Tode von dem abgewichen ist, was er gelehrt hat; will der Herr mein Leben nehmen, so bin ich bereit zu seiner Seligkeit einzugehen."

Der Tatar Kuffein Holam zögerte; er ergriff die Flasche; „nein", sagte er, „der Tod sitzt mir schon im Herzen. Kuffein Holam ist ein großer Sünder, der Branntwein der Christen hat ihn oft verleitet, das Gebot des Propheten zu übertreten,

* Eine in Skandinavien und Finnland zahlreich vertretene lutherische Secte, die den Methodisten nahe steht und nur Laienprediger anerkennt.

aber kommen heute Nacht die Engel des Todes und des Gerichts, Monkir und Nekir, sollen sie nicht fühlen, daß mein Geist mit unreinem Geruch aus dem Körper geht. Azrael, der Wächter des Paradieses, wird mir die Freuden desselben nicht verweigern. Gott ist groß und Muhamed ist sein Prophet."

Bitschok bekreuzigte sich. „Herr, Allbarmherziger, Gnadenertheiler, erbarme Dich über uns." Tobias nur saß finster, trotzig, stumm und blickte auf seine Begleiter. Wie Belsazar einst das „Mene tekel" auf der Wand seines königlichen Schlosses, so sah er mit Flammenschrift sein ganzes sündiges Leben vor sich. Er erinnerte sich jedes Fehlers, jeder Sünde, seine vergeudete Konfirmationszeit stand vor ihm, die zarten Regungen, die einst sein Inneres durchbebt hatten, und dann die geistige Abstumpfung, die Betäubung, in der seine Seele so tief versunken war, so daß der Muhamedaner dort hoch über ihm stand.

Der Tatar war auf die Kniee gesunken; er schlug die Hände auf der Brust in's Kreuz, legte seine pelzverbrämte Mütze neben sich, beugte sein kahles Haupt bis auf's Eis hinab und Allah's und Muhamed's Namen stiegen in innigem Gebete von steifgefrorenen Lippen in der entsetzlichen winter-

nächtlichen Kälte auf den brausenden Flügeln des Schneesturmes hinauf zum Himmel Gottes des Alleinigen, des Barmherzigen. Als Kuffein sein Gebet beendet hatte, setzte er seine Mütze auf, kroch zu Bitschok, ergriff seine Hand und sagte: „Danke, Iwan, Du warst ein guter Herr.“ Er legte sich auf's Eis und schlummerte hinüber in die ewige Ruhe. Sterbend träumte er von dem herrlichen Frühlinge mit blauem Himmel und Millionen von Blumen auf den unendlichen Steppen im Lande der Baschkiren, seinem Vaterlande, und dann stieg seine betäubte Seele vom Frühlinge der Erde hinauf in den ewigen Sommer des Himmels, und Azrael führte den befreiten Geist ein zu den Freuden des Paradieses, wo die Houris des Himmels seine gefrorenen Thränen trockneten und seine Seele zu neuem, ewigem Leben erwärmten in seliger Gemeinschaft mit allen Rechtgläubigen und ihren Propheten.

Als der Tatar sein Gebet geendigt und seinem Hausherrn gedankt hatte, hörte man eine schwache erlöschende Stimme durch die Nacht; es war Hanhineva, der mit stammelnder, lallender Zunge seinen Begräbnißpsalm anstimmte. Ab und zu vom Sturm übertönt, hörten Tobias und Bitschok den Hihuliten halb sprechen, halb singen:

Christus, der ist mein Leben.
Und Sterben mein Gewinn;
Dem thu' ich mich ergeben,
Mit Freud' fahr' ich dahin.

Immer schwächer erklangen die Töne des Gesanges und Gebetes, bis sie in einem stillen, innigen Ausdruck von Sehnsucht und Frieden erloschen, der Hihuliten und Seelsorger Hanhineva ging ein zu seines Herren Frieden, und die kleine Hütte in der Einöde am Wasserfall, wo sich die Balkenflößer, die zur Hihulitensekte gehörten, zu versammeln pflegten, um den Herrn mit Freuden zu preisen, leuchtete vor seinem brechenden Auge. Es schien ihm, als ob er auf den schäumenden, tosenden Wogen des Wasserfalles fortgetragen würde aus dem Meere des Lebens an die herrlichen Ufer der Ewigkeit.

Tobias und Bitschok sahen sich an. „Ich glaube, Gott hat sie zu sich genommen. Des Herren Friede sei mit ihnen," flüsterte Bitschok. „Erlöst uns Gott aus dieser Noth, so will ich der Kasanschen Mutter Gottes ein Licht anzünden. Ich will es thun, bei Gott!" „Und ich", sagte Tobias, „werde ein neues Leben beginnen."

Weiter wechselten sie kein Wort, sie schmiegten sich nur dicht an einander; ihre Gedanken verwirrten sich, sie fühlten sich nicht ergriffen, nicht

gerührt, sie empfanden keine Furcht mehr vor dem Tode, die Seelenstränge vibrirten nicht mehr; die Nerven des Körpers nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, sie froren nur.

Der Sturm eilte auf breiten Schwingen über sie hin und häufte den Schnee in großen Schichten vor ihnen auf, und ehe sie es merkten, verfielen sie vor Kälte und Noth in einen stillen Schlummer. Wenn nicht der Schnee in Massen herabgekommen wäre, hätten sie das Licht des Tages wohl nicht wieder gesehen. Aber als sie erwachten, fühlten sie eine belebende Wärme den Körper durchströmen. Sie warfen die Schneedecke ab und rieben sich die Augen. Die Pferde waren verschwunden, sie selbst lagen eingebettet in eine gewaltige Schneedecke, die ihre Körperwärme erhalten und ihr Leben gerettet hatte. Bebend vor Freude sahen sie nun kaum eine halbe Werst weit, unter dunklen Kiefern, die rothen Mauern, goldenen Kuppeln und Kreuze des Klosters Konnewez vor sich im bläulichen Lichte des Morgens schimmern. Der Rauch stieg opal rosenfarben gerade und ruhig auf zum Himmel, der gleich einer strahlenden Stahlkuppel die heilige Insel, das Eisfeld und den Ladoga umschloß. Mit Mühe erhoben sie sich und begannen dem Kloster zuzuwandern.

Sobald sich der Sturm gelegt, hatten die Pferde einen Augenblick gewittert und waren dann fröhlich wiehernd dem Lande zugeeilt. Die Klosterbrüder, welche sie ankommen sahen, ahnten, daß ein Unglück geschehen sein müßte, und zogen den Pferdespuren nach zu Hilfe. Die Todten wurden aus dem Schnee ausgegraben; aber als des Tataren Mütze vom Kopfe fiel und sein rasirter Scheitel den Mönchen anzeigte, welchem Glauben der Todte im Leben angehört, bekreuzigten sie sich vor Entsetzen; ihre Hand hatte einen Ungläubigen berührt, einen Heiden, einen Hund, einen Anhänger Muhamed's. Sie verweigerten Kuffein Holam ein Grab und gaben nicht einmal seiner Leiche Raum auf der heiligen Insel.

Er wurde in Bitschok's Schlitten auf dem Eise zurückgelassen und mit Bastmatten zugedeckt. Der todte Hanhineva hätte als Christ wohl ein Recht auf die geheiligte Erde der Insel gehabt, aber erbittert über die Intoleranz der Mönche hob Tobias die Leiche des Hihuliten in den Schlitten neben den Muhamedaner und dann gingen die beiden Geretteten hinauf in die Klosterküche, wo ein warmes Mahl ihre erschöpften Kräfte wieder herstellte.

Als Bitschok gesättigt war, wandte er sich zu Tobias und sagte: „Hörtest Du in der Nacht mein

Gelübde, der Kasanschen Mutter Gottes ein Licht zu stellen; hörtest Du, ob ich gelobte, nach Kasan zu wallfahrten?"

„Nein, das hörte ich nicht."

„Nun, Gott sei Dank. Das war sehr gut. Hier im Kloster muß ein Bild der Kasanschen Madonna sein, und sie soll ihr Licht haben, und das gleich."

Bitschok ging in die Kirche, zündete ein Licht an, fiel auf die Kniee, bekreuzigte sich und betete, und seine rothen, listigen Luchsaugen sahen mit einem Ausdruck von hingebendem Glauben auf zur byzantinischen Madonna, die mit dünnen, festgeschlossenen Lippen und einem strengen Zuge über den Augen, das mißgestaltete Christuskind an ihre flache, perlen- und diamantengeschmückte Brust drückte. Er hatte sein Gelübde eingelöst.

* * *

Nachdem sie die Pferde gekoppelt, gingen die Leute, von den Mönchen begleitet, zum Schlitten auf dem Eise. Nach alter abergläubischer Sitte wurde eine Stute vor den Schlitten der Todten gespannt. Bitschok nahm die Zügel. „Fliege hin, Täubchen," sagte er schnalzend, und im Galopp

ging es dahin im glänzenden Sonnenschein, geraden Weges zum Länsman.*

Der Wächter der Ordnung hielt ein kurzes, aber scharfes Kreuzverhör mit dem Pferdehändler und seinem Gehülfen, sah ihre Papiere durch, schrieb die Namen auf, und die Sache war abgethan. Die beiden Verunglückten wurden in die Holzscheune des Länsmans gebracht. Bitschok saß schon im Schlitten. „Warte“, sagte Tobias, und lief in die Scheune. Er entblößte das Haupt, fiel neben den beiden Leichen auf die Kniee und sprach ein kurzes Gebet: „Der Friede des Herrn sei mit Euch nun und in Ewigkeit, Amen!“ Er kehrte zurück fest entschlossen, seine Laufbahn als Pferdehändler aufzugeben und ein neues Leben zu beginnen.

---

* Landpolizeimeister.



V.

Zur Erntezeit.

Von J. Ahrenberg.

Aus dem Schwedischen von Anna Buch.

Noch zwei Werst bis zur nächsten Poststation; der Himmel war trübe, der Regen fiel in Strömen, Blitze erhellten den Horizont, und was das Schlimmste war, der Vorsteckbolzen des einen Vorderrades hielt nur fest, wenn der Kutscher seinen Stiefel darauf hielt. Unter solchen Umständen war die Reise nicht sehr angenehm, besonders wenn man bedenkt, daß ich an dem Tage bereits 50 Werst zurückgelegt hatte. Ich wandte mich daher an den Postillon.

„Hör' mein Junge, es bleibt uns nichts übrig, als im nächsten Gehöfte Nachtquartier zu suchen, kennst Du irgend eines?"

Er kannte eines und gleich darauf bogen wir

auf einen außerordentlich schlechten Weg ein, der zu einem vereinzelten Gehöfte führte, dessen gezackter Dachfirst sich wie eine Silhouette gegen den grauen Himmel abzeichnete. Ich wunderte mich, Licht hinter den kleinen zum Theil geflickten Fenstern zu erblicken, denn Bauern und Seeleute, welche in näherer und innigerer Verbindung mit der Natur stehen als Leute aus anderen Gesellschaftsklassen, sind auch mehr den Einwirkungen der Naturveränderungen und Naturkräfte ausgesetzt. Wer kann wohl im Winter schlafen wie unser finnischer Bauer, aber es ist dies nur ein Act der Reaction, denn im Sommer kennt er fast keinen Schlaf und arbeitet wie kein Anderer. Er legt sich mit der Sonne, mit der Sonne steht er auf, wenn er nicht tanzt, und begiebt sich in den kurzen Nachtstunden des nordischen Sommers auf die Jagd und den Fischfang.

Fällt aber in seine wache Periode ein regnerischer, dunkler Tag wie heute, so ist er gleich ebenso schläfrig wie im Winter. Ich erwartete also in Folge dessen an diesem dunklen Sommerabende die Bewohner alle im tiefsten Schlummer zu finden, fand aber, als ich in die geräumige Stube eintrat, den Hausvater, seine Frau und einen sechzehnjährigen Sohn beim Scheine einer schläfrigen Talgkerze um einen Tisch sitzend.

„Guten Abend, gute Leute, kann ein nasser, müder Reisender die Nacht über hier bleiben?“ fragte ich.

Der Wirth stand feierlich auf und wies in einen Winkel des Zimmers. Jetzt erst sah ich, daß dort auf einem Bette ein alter Mann in den letzten Zügen lag. Das lange, weiße Haar war verwühlt, die Brust keuchte und arbeitete, jeder Athemzug war im ganzen Raume zu hören und zeugte von der Mühe, mit der der Sterbende mit dem Leben rang.

„Es ist mein Vater“, sagte der Bauer flüsternd, als ich einen fragenden Blick auf das Lager warf, „er ist über achtzig Jahre alt. Der Pastor fuhr eben fort; er nahm das Abendmahl, jetzt hat er nichts weiter zu thun, als zu sterben.“

„Was fehlt ihm, habt Ihr mit einem Arzte gesprochen?“

„Er leidet an Altersschwäche, Herr“, fiel die Frau des Bauern ein, ein sympathisches Weib in den Vierzigern, „wir wollten wohl nach dem Doktor schicken, aber Vater wurde so böse, Ihr hättet ihn nur sehen sollen, er ist so heftig und hitzig.“ „Das fehlte noch“, sagte er, „ein achtzigjähriger Greis, was kann der Doktor da helfen, meine Zeit ist um, und ich muß sterben“, sagte er, und trotzdem er nie krank gewesen — am Walpurgistage hat er noch Holz gehauen und immer selbst für sich gesorgt, und

den ganzen Sommer den Tabak hinter dem Stalle gepflegt — so legte er sich dieser Tage hin, und jetzt geht es zu Ende mit ihm. Herr Jesus, wer hätte das noch vor einer Woche gedacht, aber so geht es“, fuhr die Wirthin seufzend fort, „es kann am Abend anders sein, als es am Morgen gewesen.“

„Da muß ich mir wohl anderswo ein Nachtlager suchen, könnt Ihr mir sagen wo, gute Leute?“

„Aber das Unwetter nimmt ja immer zu“, fuhr die Frau flüsternd fort, „Herr Jesus, welch ein Blitz und der Donner dazu, die ganze Hütte bebt ja. Unmöglich kann der Herr heute Nacht weiter fahren. Tretet in die Stube auf der anderen Seite des Vorhauses, dort könnt Ihr Platz finden. Ungeziefer ist dort keines und trockenes Stroh haben wir auch hinein getragen, für den Fall, daß der Alte in der Nacht sterben sollte.“

„Katri“, rief der Sterbende mit ungewöhnlich lauter, wenn auch zitternder Stimme; Alle fuhren zusammen und die Wirthin ging schnell zu ihrem Schwiegervater, reichte ihm aus einer geplatzten blauen Tasse kalten Kaffee und ordnete ihm die Kopfkissen.

„Katri“, sagte der Alte, mühsam jedes Wort aussprechend, „wenn es morgen früh sich aufklärt —

— so — so müßt Ihr Alle den Hafer einführen — — hörst Du — Alle.“

„Ja, lieber Vater, sei ohne Sorgen, der Hafer wird schon eingeführt werden.“

Es wurde still, der Alte schien in Schlummer oder Ohnmacht zu versinken, vielleicht war es der Tod.

Ich ging in die Sommerstube, welche, wie es im östlichen Finnland Brauch ist, auf der anderen Seite des kalten Flures eingerichtet ist, entkleidete mich und legte mich auf das für den Todten hergerichtete Stroh.

Das Dunkel, die Einsamkeit, mein Schlafplatz, die unmittelbare Nähe des Todes und der Schein der Blitze, die mitunter jeden Winkel des großen Raumes erhellten, die gewaltigen Donnerschläge, Alles trug dazu bei, mich in einen Zustand zu versetzen, der mir nicht gestattete die Augen zu schließen, so müde ich auch war. Unnütze, verworrene Gedanken kamen und gingen in unendlicher Reihe, einförmig, eigensinnig und zogen sogar aus längst vergessenen Ereignissen Erinnerungen, eine quälender als die andere, hervor. Es war unmöglich, die Maschine anzuhalten. Auf dem großen Herde flammten bei jedem Windstoße, der durch den Schornstein fuhr, einige glühende Kohlen auf. Mir schien, als ob ich in den verglimmenden Kohlen ein

Bild des verlöschenden Lebens nebenan erblickte. Die Worte des Psalmisten „unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“, kamen mir in's Gedächtniß. Schließlich versank ich in einen schweren, unerquicklichen von Träumen gestörten Schlummer. Mir schien, der Todte käme zu mir und bat mich, ihm das für ihn hergerichtete Strohlager einzuräumen, aber eine unbekannte Macht hinderte mich daran, das Lager zu verlassen, und der Todte wurde immer dringender, er bat, er drängte, ja mir schien, er stritt laut mit mir wegen des Platzes auf dem erbärmlichen Strohlager. Dabei erwachte ich in Schweiß gebadet, aber froh, den zudringlichen Alten los geworden zu sein. Die Sonne, welche sich eine Woche nicht gezeigt hatte, schien mir gerade in die Augen und verkündete einen herrlichen Herbsttag. Am Herde standen der Bauer und seine Familie, Alle sahen bekümmert aus.

„Hätte der Herr ihn doch heute Nacht zu sich genommen!“ sagte das Weib.

„Ja, ja, aber der Herr hat es anders gewollt. Man kann doch den armen Alten nicht allein lassen. Höre, Pavel, Du könntest beim Alten bleiben.“

„Nein, ich bleibe nicht,“ sagte Pavel heftig,

mit den Thränen kämpfend, „wenn er in der Zeit stirbt, so — nein, ich bleibe nicht.“ —

Jetzt verließen die Wirthsleute das Zimmer, ich stand auf, kleidete mich an und dachte mit Bitterkeit an die undankbaren Geschöpfe, die darum stritten, wer beim alten Manne bleiben solle, beim Vater, um ihm die letzte liebevolle Pflege zukommen zu lassen, ihm die müden Augen zu schließen.

Als ich fertig war, trat ich leise durch die Thür ein. Alle Familienglieder waren voll ausgerüstet, um das Haus für einige Tage zu verlassen. Der Ranzen aus Birkenrinde, die Milchflasche, das Beil und die Sicheln, nichts fehlte.

„Gedenkt Ihr den Alten für einige Tage allein zu lassen?“, fragte ich, ohne Antwort zu erhalten. Mit dem angemaßten Recht der Herrschaftsklasse sich in die Angelegenheiten des Volkes zu mischen, fügte ich empört über solche Gleichgültigkeit hinzu:

— „Aber das ist ja herzlos, wie könnt Ihr Euren eigenen Vater allein sterben lassen wie einen Hund, so schafft doch wenigstens einen fremden Menschen, der nach ihm sieht!“ Ich muß diese Worte lauter gesprochen haben als beabsichtigt war, oder auch waren des Alten Gehörnerven in hohem Grade gespannt und empfindlich, denn jetzt hörte man vom Bette her ein zitterndes:

„Nicht nöthig, kostet nur — unnöthig — sterbe bald.“

Die Wirthsleute zögerten; es war, als ob der Sterbende ihre Gedanken errathen hätte, mit einer letzten Anstrengung richtete sich der Alte im Bette auf, sich auf die zitternden Arme stützend. — Das kalte Morgenlicht fiel auf das gelbe, runzlige Gesicht und die haarige heftig arbeitende Brust. Er öffnete den eingesunkenen Mund um zu sprechen, aber kein Laut kam über die vertrockneten dünnen Lippen, nur das Kinn zitterte und klappte. Ein Zug von Zorn fuhr wie eine Wolke über das von unzähligen Runzeln gefurchte Antlitz, und mit seiner zitternden Hand wies er auf die Thür, indem er endlich mühsam ein „hinaus“ hervorzischte, worauf er wieder in sein Bett zurücksank.

Wir gingen sofort erschreckt und aufgeregt hinaus. Vor der Thür lauschte die Hausmutter noch einen Augenblick; da aber nichts mehr zu hören war, begannen wir die Pferde anzuspannen. Keiner sprach dabei ein Wort. Still und schläfrig saß Pavel auf der Treppe und nagte an einer harten Brodrinde, während der Wirth das Pferd aus dem Stalle zog und die Wirthin die Eßvorräthe und die Geräthschaften in dem großen vierrädrigen Karren unterbrachte, welche im östlichen Finnland allgemein sind. Als

Alles fertig war, setzten wir uns Alle auf und fuhren schweigend langsam davon wie zu einer Beerdigung.

Die Gegend war düster und öde. Unser Weg führte durch eine reizlose Niederung. Es war früh am Morgen, die Nebel tanzten über den feuchten Mooren zu beiden Seiten des Weges. In den dünnen Kiefern, welche auf den trockneren Stellen wuchsen, ließ der Specht seinen metallklaren, klagenden Laut hören. Die Krickenten, welche sich zur bevorstehenden Herbstreise in großen Scharen gesammelt hatten, zogen lange glänzende Streifen in den spiegelklaren Wasserlachen, während sie sich, vom Rädergerassel aufgeschreckt, in Wasserklee, Riedgras, Rosmarin und Weiden verbargen, die zwischen den Abhängen wuchsen.

Nicht eine menschliche Wohnung war unterwegs zu sehen. Als wir uns allmählich der Pferdestation näherten, räusperte sich die Wirthin einige Male, zupfte an ihrem Tuche und ihrer Schürze und sagte gleichsam entschuldigend:

„Großvater ist so heftig, sehen Sie, Herr, und dann, die Felder sind unser Eigenthum, wir haben sie im Frühjahr von der Krone eingelöst.“

„Nun, und wem gehört das Gehöft, das wir soeben verließen?“

„Das gehört dem Donationsherrn*, wir sind Donationsbauern — noch einen Monat", fügte sie hinzu, während ihr Angesicht sich verklärte. „Der Schwiegervater hat immer unter einem Herrn gestanden, er wollte so gerne auch sein Eigenes haben, kam aber nie dazu, der Arme; als wir nun im Frühling die Stelle einlösten, wünschte er so sehr, daß sie ordentlich gepflegt würde."

Wir waren bei der Station. Ich nahm Abschied von den Bauern und fuhr weiter.

Nach vier Tagen fuhr ich denselben Weg zurück; der Alte war todt, ich begegnete dem Leichenzuge.

---

* Donationsgüter sind in Ostfinnland Güter, welche im vorigen Jahrhundert die russischen Herrscher ihren Günstlingen schenkten. Dieselben versuchten daselbst die Leibeigenschaft einzuführen, scheiterten aber an den starren Köpfen der Kareler. D. Hrsg.

VI.

Jalo der Traber.

Von Jacob Ahrenberg.

Aus dem Schwedischen von Ida Elfström.

Es war an einem Spätnachmittage gegen Ende August, aber noch sandte die Sonne ihre schrägen, heißen Strahlen in Christian Kommonen's Wohnstube. Die Fliegen summten lustig in der Sonnengluth um den Hauswirth, der am Fenster saß und beharrlich die beiden Balsaminen zu betrachten schien, die steif und hochroth in geborstenen Porzellanscherben auf der Fensterbank blühten. Christian hatte schon lange so gesessen und zwischen den Blättern und Blumenkronen nach dem Pförtchen des Pfahlzaunes gespäht, als erwarte er Jemanden. Er hatte das mittlere Lebensalter bereits erreicht, sah aber beträchtlich älter aus. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen und das Antlitz war stark

gefurcht. Seine Frau, die am Webstuhle mit Kamm und Schiffchen hantirte, schien auch nicht ganz bei der Sache zu sein, denn sobald Christian die leiseste Bewegung machte, blickte sie unruhig von ihrer Arbeit nach der Thür, als erwarte auch sie Jemanden. Da trat plötzlich Laurikainen, der Beisitzer des Kreisgerichts, in die Stube. Er begrüßte Wirth und Wirthin und schüttelte beiden umständlich die Hand. Der Gast, dessen Besuch weder Freude noch Ueberraschung hervorzurufen schien, setzte sich an den Tisch, schwieg ein Weilchen, steckte seine Pfeife in Brand und bemerkte endlich, es wäre eigentlich zu heiß für fünf Uhr Nachmittags, welchem unwiderlegbar wahren Ausspruche Christian noch hinzufügte, die Wärme thäte jedenfalls dem Hafer gut. Nach und nach kam das Gespräch in Fluß; man besprach die Tagesfragen, das Fallen des Kurses, die Getreidepreise daheim und in Rußland, den Fischfang und die Sitzungen des Kreisgerichts. Damit war der Beisitzer da angelangt, wohin er hatte kommen wollen. Bedächtig erhob er sich, trat an den Herd, klopfte die Asche aus seiner Pfeife und sagte so beiläufig:

„Dahin seid Ihr übrigens auch berufen.“

„Ich? Zum Gericht? Von wem denn?

„Von Jegor Timofeitsch Iwanow, Eurem Nachbar!“

„Hm, was mag es da nur wieder geben? Sollte es vielleicht der Schläge wegen sein, die er im vergangenen Frühling von mir bekam?“

„Keineswegs, die muß er schon behalten. Es ist wegen jener Geschichte mit Jalo, dem Hengst, seinem Traber, wißt Ihr.“

„Nun, was geht denn die mich an?“

„Das weiß ich nicht. Kommt nur morgen hin, so werdet Ihr es schon erfahren.“

Nachdem der Beisitzer einige Mal nachdrücklich ausgespuckt und einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen hatte, erhob er sich, nahm Abschied und ging.

Christian kratzte sich hinter dem Ohr und ging bedächtig hinaus. Ruhelos streifte er auf Aeckern und Wiesen umher, seufzte tief auf, sobald er sich allein sah, und kehrte erst spät Abends wieder heim.

Da es drinnen in der Stube noch zu heiß war, setzte er sich auf die Treppe, um die abendliche Kühle zu genießen. Die Nacht war feucht und warm; die Sterne blinzelten schläfrig durch die Luft, die gleich einem leichten Schleier über der Ferne lag. Drüben über dem Moor stieg der Vollmond in stiller Pracht empor; groß und röthlich-gelb blickte er durch die undichte Kiefernwaldung, die spärlich und verkümmert auf den moosigen Erdhügelchen in dem eisenhaltigen Wasser wuchs. Der letzte Fichtensänger zwitscherte

im Walde und die Nachtschwalbe flog taumelnd, als wäre sie betrunken, bald rechts, bald links, auf und nieder, verschwand von Zeit zu Zeit im nächtlichen Dunkel, drückte sich platt auf Wege und Stege und schlüpfte kollernd und schnurrend an den Baumästen entlang. Das Landvolk verabscheut die Nachtschwalbe, und dieser Abscheu trug wohl dazu bei, daß Christian's ganze Umgebung ihm plötzlich so traurig erschien. Seine Gemüthsstimmung übertrug sich auf die Natur um ihn her. Es war ihm unmöglich, jene Geschichte mit dem Traber Jalo aus seinem Kopfe zu bringen. Mit diesem Namen verknüpften sich alle Erinnerungen seines letztvergangenen Lebens. Alles was er erträumt und erhofft, Alles was ihn geängstigt und erschreckt, was sich unter Qualen in sein Gemüth gegraben, alles hatte sich nur um Jalo gedreht. Wie genau erinnerte er sich der Zeit, da Jegor Timofeitsch Iwanow seinen Kaufladen im Dorfe Terwola eröffnet hatte. Alles was früher aus der Stadt geholt werden mußte, das konnte man jetzt bei Jegor Timofeitsch kaufen. Dieser Jegor, wie war er demüthig und kriechend gewesen, wie hatte er es verstanden, sich bei Jedermann einzuschmeicheln.

Zu jener Zeit hatte Jalo fast das dritte Jahr erreicht.

Jegor war Jedermanns unterthänigster Diener

gewesen. Vor eitel Höflichkeit zusammengeklappt wie ein Taschenmesser, hatte er seine Kunden mit Tabak und Sbitin* bewirthet, ihnen unbegrenzten Credit versprochen und damit Aller Herzen gewonnen. „Kein Geld habt Ihr? Ei, das schadet nicht — wir schreiben es an — Ihr zahlt ein andermal." Das ging Alles so leicht und einfach zu, aber als das Jahr um war, da fand es sich, daß Jegor's Schuldbuch vollgeschrieben war und daß alle die unbedeutenden Posten zusammen eine ungeheure Summe ausmachten. Bedurfte Jemand eines Darlehns, wer hatte da Geld, wenn nicht Jegor. Wohl berechnete er zwölf Prozent, aber man hatte auch dann keine weitere Schererei mit Advokaten, Richtern, Beisitzern und dergleichen. Und wer hätte bei diesen Zeiten nicht Geld gebraucht! Alle Welt hatte es nöthig und Christian vielleicht am meisten. Aber als vier Jahre verflossen waren, da war Jegor Timofeitsch aus Aller Diener Aller Herr geworden. Jetzt trug er seinen Rücken aufrecht und gerade, er war steif wie ein Puukomesser**; jetzt klang es anders: „Lümmel,

* Ein russisches, bei der niederen Bevölkerung sehr beliebtes Nationalgetränk, aus Syrup, Dünnbier und Wasser bereitet.

** Eine Art Schnitzmesser, das in Finnland allgemein an der Seite hängend getragen wird.

willst Du da Roggen säen? Nein, Hafer sollst Du säen; Roggen kann ich bei diesen Zeiten nicht verkaufen! — Geld zum Ankauf einer Kuh brauchst Du? Du hast ja kaum das Futter für die eine, die Du besitzest. Nein, daraus wird nichts.“

Er verkaufte den Hafer der Bauern vom Felde weg, noch ehe er gemäht war. Er fällte ihren Wald zu Brennholz und Pfahlwerk ohne weitere Umschweife, als daß er sich herbeiließ, sie davon in Kenntniß zu setzen. Und wie wuchs dennoch die entsetzliche Schuld an. Sie war unersättlich wie der Moloch der Philister. Alles verschwand in ihrem gewaltigen Rachen. Sie ward nimmer ausgeglichen, ungeachtet aller Opfer und Abzahlungen in Form von Theer, Holz, Talg, Borsten, Schafen, Krebsen, Vogelwild und Hafer.

Wenn Jemand von diesem Nachbar zu leiden hatte, so war es Christian. Ihre Gehöfte lagen dicht neben einander, und er wußte es besser als alle Anderen, was es heißt, Schuldner sein. Es war, als nage man ihm das Fleisch vom Leibe und sauge ihm das Mark aus den Knochen. Er fühlte sich manchmal völlig wehrlos gegen den grausamen Feind und dachte ernstlich daran, mit dem Bettelstab in der Hand von Haus und Hof zu gehen, um nur endlich frei zu werden. Als aber die Noth am

größten war, da war die Hilfe am nächsten. Und hier war Jalo die Hilfe, Jalo, der um Michaelis sechs Jahre alt geworden.

Ja, welch' ein Thier war dieser Jalo! Sein schwarzes Fell glänzte wie Seide. Betrachtete man ihn von der Seite, so zeichneten sich dunklere und lichtere kreisrunde Flecken auf Rücken und Schenkel ab. Was für einen Schweif und was für eine Mähne er besaß, reich behaart und wellig! Seine Hufe waren wie aus Stahl geschmiedet; seine breite Brust zog die Luft ein gleich einem Blasebalge. Augen hatte er wie ein Seeaar. Er sah nicht nur in die Ferne; er sah bei Nebel, im Schneetreiben, im Finstern. Doch schwerer noch als Schönheit und vollendete Form wog der Adel seiner Seele. Er war stolz. Ein Peitschenhieb war ein Schimpf, der ihn ganz aus der Verfassung zu bringen vermochte. Er war fügsam bei aller Stärke, schmeichlerisch bei allem Muthwillen. Und welch' ein dankbares Herz er besaß! Er rieb seine sammetweiche Schnauze an Christian's Arm, wenn dieser ihm Salz und Brod, Hafer oder ein Stück Zucker reichte. Dieses Thier war besser als mancher Mensch, sicher besser als seine ungehorsame Tochter und sein undankbarer Schwiegersohn. Hatte Jemand Jalo scheuen sehen? Nie, er fürchtete selbst den

leibhaftigen Gottseibeiuns nicht. War er jemals gestrauchelt? Noch nie, und wenn es noch so steil abwärts ging. Ein Jeder mußte zugeben, daß Jalo das vortrefflichste Thier weit und breit in ganz Finnland war. Kaum fand man seinesgleichen in Rußland. Wenn die Schulden Christian darniederdrückten, wenn Moloch seinen Rachen aufsperrte und neue Opfer, immer neue Opfer begehrte, dann ging Christian in den Stall, striegelte seinen Jalo, schwärzte seine Hufe, flocht seine Mähne und strich liebkosend über seinen Rücken. Und sicher kehrte er leichteren Sinnes zurück, als er hingegangen war.

Als Jegor Timofeitsch's Forderungen Christian über den Kopf gewachsen waren und er keinen Ausweg sah, um sich dieses Vampyrs zu entledigen, schirrte er Jalo an einen leichten Schlitten und fuhr nach Wiborg, um mit einem angesehenen Advokaten Rücksprache zu nehmen. Er konnte nicht glauben, daß Jegor alles richtig angeschrieben hatte. Seine kleinen, armseligen Einkäufe, ein bischen Tabak und Grütze, Kaffee und Zucker, konnten nie und nimmer eine so große Summe ausmachen. Das ging sicher nicht mit rechten Dingen zu und dann noch Jegor's Wucherzinsen!

Wie lebhaft erinnerte er sich jener Reise! Es

war ein klarer, kalter Tag im Januar. Gleichmäßig und eben wie die Fläche des Sees lag der Schnee über Feldern und Wiesen. Die Schlagschatten der Pfahlzäune, Heuschober und Rollsteinblöcke fielen gleich blauen Flecken auf das weiße Bahrtuch. Die Schneeammer schwirrte in kurzen, stoßweisen Sätzen über den Weg, und die Elster hüpfte schnatternd vor Wohlbehagen, an den Zäunen auf und nieder. Sipi, der Bärenhund mit spitzigen Ohren und wolligem Schwanz, rannte im Galopp vor Jalo her, der zierlich wie spielend seine Hufe schwenkte und mit Blitzesschnelle vorwärts eilte. Das war Alles so erheiternd, daß die auf Christian's Gemüth lastende Unruhe zu schwinden begann. Er hatte fast schon den Stadttheil Papula erreicht, als er plötzlich Jemanden hinter sich rufen und schreien hörte. Er nahm die Pfeife aus dem Munde, beugte sich aus dem Schlitten und sah hinter sich. Da erblickte er einen Mann, der in einem kleinen Rennschlitten im Galopp herangefahren kam, unablässig mit seinen fuchsverbrämten Fausthandschuhen winkend. Christian hielt an und der Reisende, ein kleiner, schwerfälliger, in Pelz gehüllter Herr, der einen mausfarbenen Wallach lenkte, hatte ihn bald erreicht.

„Guten Tag, Wirth! Ist das aber ein Traber, den Ihr da habt!“ sagte er eifrig, indem er seinen

bereiften Schnurrbart kaute. „Ja, um die Wahrheit zu gestehen, so bin ich wohl schon ein gutes Viertelstündchen hinter Euch her gefahren, ohne Euch einholen zu können. Woher habt Ihr dieses Thier? Wie heißt sein Vater und seine Mutter? Wie alt ist es? Nein, sieh einer diese Brust und diese Füße an!“

Und damit verließ der Fremde seinen Schlitten, um Jalo genauer in Augenschein zu nehmen. Christian war ebenso erfreut wie stolz, stand Red' und Antwort, soweit es ihm möglich war, und pries sein Thier vor dem Fremden, der ganz entzückt zu sein schien.

„Nun, Ihr kommt selbstverständlich übermorgen mit zum Trabrennen. Als Besitzer eines Pferdes wie das Eurige, seid Ihr geradezu verpflichtet dazu. Ich bin der Rittmeister T. und gehöre zu den Preisrichtern. Bedenkt, der erste Preis beträgt tausend Mark.“

Von dem Wettrennen hatte Christian schon gehört und manchmal sogar daran gedacht; aber in der Regel erfährt man auf dem Lande von dem, was geschehen soll, erst wenn es bereits stattgefunden hat. Aber jetzt — warum nicht, da er nun einmal in der Stadt war.

Christian versprach, sich einzustellen, und mit

einem Handschlag ward die Verabredung bekräftigt. Jalo, der bereits ungeduldig vorwärts strebte, entschwand den bewundernden Blicken des Rittmeisters wie ein Blitz hinter der nächsten Anhöhe.

Christian betheiligte sich am Wettrennen. Welch' herrliche Tage, welch' eine Zeit der Ehre und des Triumphs für Jalo und seinen Herrn. Es gab keine Zeitung im ganzen Lande, die nicht Jalo's und seines Herrn Erwähnung gethan hätte. Telegramme flogen von Stadt zu Stadt, Jalo's Großthat verkündend. Sein Sieg war außergewöhnlich für unsere Verhältnisse, er trug mit Ruhm den ersten Preis davon, alte erprobte Trabrenner überflügelnd. Noch jetzt, da Christian niedergeschlagen und kummervoll auf seiner Flurtreppe saß, zog ein sonniges Lächeln über sein Antlitz, als er jener herrlichen Tage gedachte. Wie deutlich stand Alles noch vor seiner Seele: Sonnengold, blauer Himmel, leichte, schimmernde Schneeflöckchen vom Winterwinde getragen, Musik und Lebehochrufe, erhitzende Getränke und Jalo der Held des Tages! Es war ohne Zweifel der schönste und inhaltreichste Tag seines Lebens gewesen. Aber gleichwie die höchsten Wogen am tiefsten hinabsinken und die höchsten Tannen die längsten Schatten werfen, so geschah es auch, daß jener Tag, da Jalo und sein Herr auf schwindelnder

Glückshöhe standen, schwere Kümmernisse im Gefolge hatte.

Beim Advokaten war nichts zu thun. Statt guten Rath zu spenden, theilte er Christian mit, Jegor habe bereits vom Gouverneur das endgiltige Urtheil erhalten. Christian's Schuld nebst Zinsen und Allem war verfallen. Es blieb nichts weiter übrig, als Jalo zu verkaufen und selbst dadurch konnte die Schuld nicht vollständig gedeckt werden. Christian betrank sich, weinte, ward wieder nüchtern und während aller dieser wechselnden Gemüthszustände bemühte er sich unabläßig, den Kaufpreis in die Höhe zu treiben. Endlich mußte der Handel abgeschlossen werden. Jalo wurde an einen russischen Kaufmann verkauft und Christian kehrte tiefbetrübt und außer sich vor Wuth mit einer Mähre nach Hause zurück, die er vom ersten Augenblick an verabscheute. Nur zu geringem Trost gereichte es ihm, daß sein Taschenbuch mit Hundertmarkscheinen gespickt war, die Jalos Sieg seinem Herrn als Abschiedsgabe eingetragen.

Christian war untröstlich und es erschien ihm wie reiner Wahnsinn, Jegor das gute Geld auszuzahlen. Es war ja nicht anders, als würfe er es in den See. Endlich mußte er sich doch dazu entschließen. Er trat in Jegor's Kaufladen, als dieser

sich allein daselbst befand, bezahlte seine Schuld und erhielt seine Schuldbriefe und Werthpapiere zurück. Jegor war unvorsichtig genug, sich einige verletzende Worte entschlüpfen zu lassen, und mehr bedurfte es nicht, um die verhaltene Wuth in Christian's Innern zum Ausbruch zu bringen. Hatte Jegor vorher nicht gewußt, was es heißt, einmal nachdrücklich durchgeprügelt zu werden, so wußte er es sicher, als sein Nachbar den Laden verließ. Von dem Tage ab bestand die bitterste Feindschaft zwischen den beiden Männern.

Nun war Christian frei, aber ob er sich auch damit brüstete, wenn Jegor ihn hören konnte, so blutete ihm dennoch das Herz. Was galt ihm die Freiheit ohne Jalo! Zwar hatte er eine drohende Gefahr abgewendet, aber dafür auch sein einziges Lebensglück eingebüßt. Damit hatte das Leben jeden Reiz für ihn verloren; er hatte keine Schulden mehr, über die er grübeln konnte, keinen Jalo mehr, den er lieben durfte und an dem er seine Freude hatte. Die spärlichen Zeitungsnotizen, durch welche er von Zeit zu Zeit Kunde von Jalo erhielt, wirkten wie Salz in eine offene Wunde. „Der ausgezeichnete Traber Jalo, der in Wiborg den ersten Preis errang, hat sich auf's Neue mit Ruhm bedeckt“ oder „der rühmlichst bekannte Traber Jalo hat bei dem Trabrennen

zu Tavastehus wieder einen Preis davongetragen." An solchen Tagen war Christian wie von Sinnen: entweder saß er mürrisch und schweigsam da wie ein Buchfink bei Regenwetter, oder auch war er zornig und reizbar, bei der geringsten Veranlassung aufsprühend wie Wachholder im Feuer.

Nach und nach reifte der Entschluß in ihm, sich um jeden Preis wieder in den Besitz von Jalo zu setzen. Was lohnte es der Mühe zwecklos zu sammeln und zu sparen, um doch sein Dasein freudlos zu verbringen. Sowohl seine Tochter wie sein Schwiegersohn warteten ja mit Ungeduld darauf, ihn beerben zu können. Hätte er wenigstens Enkel gehabt, aber so wie die Sachen standen, war es jedenfalls am besten nach Jalo's Wiederbesitz zu streben.

Nach mannigfachen Scherereien fand er Bürgen und verpfändete sein Grundstück beim Kreisgericht. Jetzt brauchte er nur noch das Geld zu heben und dann galt es, sich auf den Weg zu machen, um das Pferd zu erhandeln. „Theurer als Geld"* konnte es ja selbst im schlimmsten Falle nicht sein. Sein jetziger Besitzer in Wiborg hatte viele Pferde und würde sicher gern bereit sein, ihm Jalo gegen eine

* Finnisches Sprüchwort.

annehmbare Entschädigung wieder zu überlassen. Der Tag seiner Abreise war schon bestimmt, als Christian eines schönen Morgens im Juli, als er gerade damit beschäftigt war, einige steife, graue Bartstoppeln, die seinem Kinn entsproßten, mit Hilfe des Puukomessers zu entfernen, ein wohlbekanntes Wiehern vernahm. Es war keine Täuschung; das mußte Jalos Wiehern sein, so, gerade so rief er seinen Herrn herbei, wenn dieser Morgens einmal später als gewöhnlich in den Stall kam. Christian schleuderte das Messer von sich und eilte hinaus. Dort, hinter der Ecke seines eigenen Stalles, wohin sich Jegor's Wiesenstück erstreckte, dort stand Jalo mit aufgesperrten Nüstern schnaufend und den Kopf auf- und abwerfend. Im Nu flog er über den Pfahlzaun und stand auf Grund und Boden seines ehemaligen Herrn. Christian war wie gelähmt an allen Gliedern. Er vermochte nur ein „Kach"* des Erstaunens auszustoßen. Ein freudiges Lächeln zog über sein Antlitz wie ein Sonnenstrahl über ödes Haideland, während Alles, was er je im Leben von Hexen und Zauberkünsten gehört, durch sein erregtes Hirn wogte. Als er noch so dastand und sich die Augen rieb, um sich zu überzeugen, ob er wache

---

* Siehe da.

oder träume, trat Jegor, sein Feind Jegor, mit Zaum und Peitsche in den Hof. — „Das Pferd gehört mir", sagte er, „hütet Euch wohl, es hierher zu locken."

Jegor ergriff Jalo am Stirnhaar, legte ihm fluchend den Zaum über und versprach ihm das Springen über den Zaun schon abzugewöhnen. Unter unsanftem Reißen und Zerren führte er den armen Jalo in sein Gehöft und nach einer Weile hörte Christian den Hengst angstvoll unter Jegor's Peitschenhieben stöhnen und stampfen. Jalo zu schlagen, ein solches Thier zu mißhandeln, das war unerhört!

Von diesem Tage ab wandelte sich für Christian das Leben zu einer Hölle. Das Pferd entbehren zu müssen, war schon genug der Qual gewesen, es jedoch in den Händen seines Todfeindes zu wissen, es nie wieder zurückerlangen zu können, es alle Tage zu sehen, ohne sich ihm nähern zu dürfen, das war weit schlimmer. Alles, was Jegor ausfindig machen konnte, um in Christian's Gegenwart mit dem Pferde zu prahlen, ihn mit Absicht zu quälen, alles das that er gewissenhaft. Jeden Schlag, den er selbst erhalten, gab er Jalo wieder zurück. Und wenn, wie es bisweilen geschah, der Hengst im Galopp zu seinem ehemaligen Herrn gerannt kam, gleich als

suche er Schutz, da konnte Christian versichert sein, daß dicke Schwielen an Jalo's Lenden bezeugen würden, wie Jegor Timofeitsch treue Freundschaft zu würdigen wisse.

So vergingen etliche Wochen. — Es war an einem heißen Augusttage, wo die Erdschollen auf dem Felde in der Sonnengluth barsten und die Luft vor Hitze flimmerte und zitterte. Selbst die Dorfhunde hatten ihr Kläffen eingestellt und flüchteten in den Schatten unter Treppen und Nebengebäude. Die Kühe standen am Strande bis zum Bauche im Wasser und suchten Schutz unter den dunkeln Erlen. Nur die Bremsen freuten sich der Sonnengluth; die Libellen und die metallisch glänzende grüne Fliege beschrieben schimmernde Kreise in der Luft. Christian lag auf der Hobelbank in seinem Hause ausgestreckt und verfolgte mit heißen Blicken Jalo, der drüben auf Jegor's Wiesenstück im Schatten einer alten, knorrigen Ulme stand. Christian träumte von jenen glücklichen Tagen, da Jalo noch in seinem Besitz war. Wie unbedeutend erschienen ihm die Kümmernisse jener Zeit und wie groß die Freuden. Er begann gerade in einen leichten, behaglichen Schlummer zu fallen, als er plötzlich von drei Jägern aus Wiborg geweckt wurde, die eifrig nach dem Wirth fragten. Die drei Herren hatten einen Feldzug

gegen Hasen unternommen, als sie unversehens auf einen Luchs stießen, der gleich ihnen auf der Hasenjagd begriffen war. Bereits zwei Tage lang hatten sie mit ihrem Spürhunde das Raubthier verfolgt, das ihrer Behauptung zufolge schon auf's Aeußerste erschöpft war, als ihr Unstern wollte, daß ihr Hund sich die Pfoten verletzte und zurückgelassen werden mußte. Die Jäger baten nun um Auskunft, wo sie sich einen Hund borgen könnten, um die Treibjagd wieder aufzunehmen. Christian war im Besitz eines solchen. Sein Sipi, so ländlich er auch im Uebrigen war, ließ sich im Nothfall zur Jagd auf Seevögel, Hasen und Bären gebrauchen. Die Jäger, begleitet von Christian und Sipi, eilten zurück zum Moor, wo sie zuletzt die Luchsfährte gesehen. Binnen einer Viertelstunde hatte Sipi die Spur gefunden und unter eifrigem Kläffen und Wedeln mit dem buschigen Schwanze ging es vorwärts dem Walde zu. Bald verrieth ein wüthendes Bellen, daß der Luchs Stand hielt, daß er sich entweder zur Wehr gesetzt oder einen Baum erklettert hatte. Als die Jäger den Platz erreichten, sahen sie Sipi einen wilden Kriegstanz um eine Kiefer ausführen, auf deren Aesten der Luchs zähnefletschend und seinen Feind anfauchend, lag. Die mit Haarbüscheln geschmückten Ohren platt an den Schädel gedrückt, die Augen

funkelnd vor Wuth schien er bereit, sich mit einem Sprunge auf seinen zottigen Feind zu stürzen. Doch ehe er sich noch zum Kampfe entschlossen, fiel er lautlos unter der Kugel des ersten der herankommenden Jäger. Nun wurden seine Tatzen zusammengeschnürt, ein Pfahl hindurchgesteckt und im Triumph ging es nach Christian's Gehöft zurück. Da verzehrten die müden Jäger einen ländlichen Imbiß und feierten ihr Jagdglück gründlichst durch den Genuß von fuselhaltigem Branntwein, Rum und ätzendem Cognac. Die erhitzenden Getränke stiegen ihnen in der Wärme zu Kopf und beim Einbruch der Dämmerung waren Christian und seine Gäste ziemlich hitzköpfig und laut geworden.

„Hör' einmal, Christian", sagte seine Frau, ein wenig beunruhigt durch die lärmende Gesellschaft, „ich dulde keine geladenen Gewehre im Hause, geh' hinaus und schieße die Kugel aus jener Büchse da."

Christian erhob sich bedächtig mit der Bemerkung, daß Weiber immer rechte Feiglinge seien, nahm die Büchse von der Bank und ging hinaus. Draußen war das Tageslicht erloschen, aber noch war es nicht finster. Der Duft von frischgemähtem Klee zog mit dem Abendwinde heran. Von fern vernahm man jodelnde Töne aus den Rinderhörnern der Kuhhirten, und in der Eberesche im Hofe zirpten

die Grillen energisch. Schwankenden Schrittes stieg Christian die Treppe hinab. Plötzlich hielt er inne. Dort an der Stallecke stand wieder der Traum seiner Nächte und das Sehnen seiner Tage. Jalo erhob den feingeformten Kopf, schüttelte die wallende Mähne und ließ ein leises, geheimnißvolles Wiehern hören, als rufe er seinen ehemaligen Herrn. Christian näherte sich ihm erregt und klopfte seinen Hals. Das Thier steckte seine zarte Schnauze über die niedrige Einfriedigung in Christian's Tasche. Bewegt schlang dieser seine Arme um den Hals des Pferdes. Es war ja so lange her, seit er zum letzten Male Jalo liebkosen, sein weiches Fell streicheln und zu ihm reden durfte. Als er so mit der Hand über den Rücken des Hengstes fuhr, fühlte er plötzlich die Schwielen von Jegor's Peitschenhieben. Da stieg es heiß empor in des halbtrunkenen Mannes Brust. — „Elender Thierquäler!" fluchte er wild, die knöcherne Faust gegen Jegor's Haus ballend. „Mein armer Freund, ich will Dich für immer von seinen Peitschenhieben, seiner Grausamkeit und Tyrannei befreien." Und ehe er selbst sich dessen bewußt war, hatte er das Gewehr von der Schulter gerissen — ein Schuß und das edle Thier sank ächzend nieder; noch ein trauriger Blick aus brechendem Auge und Jalo lag verendet hinter der Einfriedigung,

die ihn von seinem ehemaligen Herrn trennte. Gleich einem Mörder floh Christian in den Wald. Eine halbe Stunde später trat er vollständig nüchtern wieder in die Stube. Seine Jagdgefährten hatten sich entfernt, um ihren kranken Hund aufzusuchen. Er war allein mit seiner Frau. Tief bewegt erzählte er ihr, was er gethan.

* * *

„Nun, was gedenkst Du denn zu thun?" sagte Christian's Frau, als ihr Mann spät Abends nach dem Besuch des Gerichtsbeisitzers Laurikainen in die Stube trat. „Es sind ja keine Zeugen da."

„Nein, es sind keine Zeugen da, aber mögen sie mit mir verfahren wie sie wollen, ich erzähle ihnen jedenfalls die ganze Geschichte von Jalo."

VII.

Die Balkenflößer.

Von Jac. Ahrenberg.

Aus dem Schwedischen von Anna Buch.

Es war ein unausstehlich nasser, aber warmer Vorsommer gewesen. Der Regen war in allen möglichen Formen heruntergekommen; bald in Güssen, bald in Wolkenbrüchen, bald als Hagel, bald als Staubregen. Am schlimmsten aber war es, wenn die Feuchtigkeit als undurchdringlicher Nebel, wie ein nasses Tuch, über Wald und Feld lag. Von der Sonne hatte man in vierzehn Tagen nur vereinzelte Strahlen gesehen; meist verbarg sie sich hinter dunklen, wässerigen Wolken und gab der Natur eine düstere und schwermüthige Beleuchtung. Aber jetzt endlich hatte sie alle Bande und Fesseln abgeworfen und leuchtete in ihrem ganzen strahlenden Juliglanze über Karelens Haiden und Moore,

seine waldgeschmückten Höhen und schimmernden Seen. Und nun war Jubel in der Natur, Sang und Klang ohne Ende vom Morgen bis Mitternacht, ja noch länger, denn zwischen Mitternacht und Morgen schlug die Nachtigall ihre lieblichen Triller, und die Wachtel schnarrte im dunkelgrünen saftigen Getreide ihre trauliche Melodie.

Sogar der reiche Wirth des Ylikannushofes, Kannus Erich, dessen vertrocknetes mageres Gesicht mit dem zusammengekniffenen Munde und den scharfen Augen den Eindruck beständigen Mißvergnügens machte, erhellte sich jetzt, als das Wetter sich gebessert hatte.

Im Kannushofe herrschte reges Leben. Die Heuernte sollte ihren Anfang nehmen. Man hatte die Sensen geschliffen, die Rechen und Korbschlitten ausgebessert, war zum heiligen Abendmahl gewesen, und heute sollte man auf die Heinäluoto-Insel im Kannussee fahren, wo die beste Wiese des Gehöftes lag; dort sollte die Arbeit beginnen. Die Jugend der ganzen Umgegend war aufgeboten, die Wiese sollte gemäht und dann draußen Kaffee getrunken werden. Es wimmelte in den Booten von Menschen. Jeder hatte schon seinen Platz eingenommen, der Hausvater saß bereits eine geraume Weile am Ruder und begann ungeduldig zu werden, als endlich seine

junge Tochter Lisa und die gewichtige Hausfrau beide roth und erhitzt, den Strand herabkamen. Die Bäuerin drückte ihre theuersten Freunde, die blankgescheuerte Kaffeekanne und ein Pfund Zucker an ihren vollen Busen, während Lisa eine Flasche mit Sahne und eine Tasche aus Birkenrinde mit Eßvorräthen trug. So ging es vorwärts in drei langen schmalen Booten. Hinter jedem Boot schwamm ein prustendes Pferd, das von kräftigen Händen an starkem Halfter im Kielwasser gehalten wurde. Das Wasser schäumte am Buge, die aufgeworfenen Wellen leuchteten in allen Schattirungen vom blendenden Weiß bis zum tiefsten Blau. Das Schilf am Strande beugte sich tief, die Krickenten flogen erschreckt mit langgestreckten Hälsen davon und die Taucherenten bissen sich unter Wasser im Grase fest, bis die Gefahr vorüber war.

In den Booten herrschte fröhliches Leben; der einzige Mißmuthige war Kannus Erich, der Herr des Ylikannus-Gehöftes. Es war aber auch gerade, als ob der Teufel selbst es so fügte: wo auch seine Tochter Lisa saß, immer mußte der schiefbeinige Matti Matalamaa, ein armer Schlucker, als nächster Nachbar einen Platz finden, und umgekehrt. Wie er auch versucht hatte, es einzurichten, immer war es so gegangen. Dort saß nun Matti im Vorder-

theil des Bootes mit der ewigen Geige in der Hand und Lisa natürlich wieder gerade vor ihm.

Nach zehn Minuten war man bei der Insel Heinäluoto angelangt. Man landete am steilen, mit hohen Schwarzellern bewachsenen Südufer, stieg unter munterem Lärmen aus, die Vorräthe wurden an's Land gebracht, die Pferde konnten verschnaufen, und die Arbeit begann. Gegen Norden zog sich die Insel mit schwacher Senkung lang in den See hinein, der hier sehr flach und, meist mit Schilf und Binsen bewachsen, ein Zufluchtsort für Enten war. Dort, am gegenüberliegenden Strande, hatte Matti seine Hütte, umgeben von niedrigen, moorigen, mit Erdhügeln bedeckten Wiesen und nassen, frostempfindlichen Aeckern, fast ohne Abfall zum See, daher auch sein Name Matala maa (niedriges Land).

Schön war die Wiese in ihrem Sommerschmucke. Wenn der Wind in leichten, warmen Schauern darüber fuhr und die Blätter der Himbeerstauden umkehrte, und Gras und Blumen vorsichtig niederbeugte, dann leuchtete die Wiese förmlich in allen denkbaren grünen Tönen. Oben auf dem Hügelkamme, wo das Gras nur kurz war, wuchsen Glühnelken, Kuckucksblume, Maßliebchen und blaue Campanula. Auf der Mittelebene streckte der Klee seine hellrothen Bälle in die Höhe und ganz unten, bevor

Riedgras, Schilf und Rohrbüschel ihren Anfang nahmen, breitete sich der Kälberkropf in prachtvollen weißen Lagern aus, umschwärmt von Millionen Schnacken und Mücken. . . .

Nun wurden die Sensen und Rechen ausgetheilt und die Wiese gegen den Wind niedergemäht, und zwar so schnell, daß Lerchenvater und -Mutter oben auf dem höheren Theile der Wiese ihre fünf Jungen verloren. Der Hase, der, seit das Eis verschwunden, seine Tage traurig und abgesperrt als Junggeselle verbrachte, büßte das Leben ein, und die Taucherente, welche eben ihr neuntes Ei in ihr kunstloses Nest zwischen Riedgras und Erdhügel gelegt hatte und von ihren zottigen gelben Jungen träumte, hatte den Kummer, zu sehen, wie Alles zu nichte wurde.

Als gegen Nachmittag die Wiese gemäht war, wurde Kaffee gereicht, den Männern mit Branntwein, während die Frauen den Trank ungemischt erhielten. Dann wurde ein Weilchen geruht, bis das Heu am Abend in Haufen gelegt werden sollte. Es wurde ganz still auf der Insel. Nur die unermüdliche Wirthin war mit dem Haushalte unten bei den Booten beschäftigt. Der Wirth hatte sich in den Schatten einer alten spaltenreichen Scheune, die oben am Dache breit und am Fundamente

schmal war, zur Ruhe gelegt; er schien tief in Schlaf versunken.

Aber drinnen in der Scheune saßen Matti und Lisa in eifrigem Geflüster begriffen. Lisa sah sehr betrübt aus, zupfte an ihrer Schürze und kaute an einem Strohhalm.

„Ich werde mit Deinem Vater reden“, sagte Matti. „Deine Mutter ist nicht so gegen unsere Heirath, aber Dein Vater. Sei nicht traurig; ich werde Alles darlegen. Am meisten ärgert ihn mein Violinspiel und meine heitere Laune, und dann ist es der Streit wegen des Fischwassers; aber das soll er ganz haben, ich gebe es auf. Ich werde mit ihm reden, vielleicht würde er. . . Still, da draußen ist Jemand. . . .“ Und Matti spähte über die hohe Thürschwelle und wäre beinahe auf den Alten gestoßen, der das ganze Gespräch belauscht hatte und eben beabsichtigte daran Theil zu nehmen.

„Vielleicht“, sagte der Kannusbauer böse, „wenn Du das Mädchen trockenen Fußes von hier zu Dir hinüberbringst.“

Lisa wurde roth wie eine Erdbeere und Matti böse, und so endete die Freierei.

Am Abend weigerte sich Matti, die Geige zu spielen und der Tag, der so munter und fröhlich begann, endete mit allgemeiner Verstimmung. Das

Heu wurde eingeheimst; der Sommer verging und über Matti's und Lisa's Heirathspläne wurde während des ganzen Herbstes und Winters kein Wort mehr geredet.

* *
*

Der Ylikannusbauer saß eines schönen Herbstmorgens in seiner Stube. Er war böse. Mit dem Mädchen war es doch rein gar nichts; weshalb hatte er keinen Sohn, keinen Sohn, der ihm helfen könnte, ihn unterstützen, wo es nöthig war. Jetzt mußte er selbst in allen Ecken und Winkeln nachsehen und doch verkam so Manches. Knurrend und scheltend stopfte er sich seine Pfeife, ging zum Ofen und ergriff mit den Fingern eine glühende Kohle, um die Pfeife anzuzünden. In demselben Augenblicke wurde die Thür geöffnet und ein Herr mit Brille, die Büchse auf der Schulter, Hunde dicht hinter sich und gefolgt von zwei fremden Leuten, trat in die Hütte. Der Wirth vergaß die Kohle in der Hand, bis ihn die Gluth daran erinnerte, da schleuderte er sie ärgerlich von sich, sah auf die Fremden und begann nach einer neuen Kohle zu suchen.

„Guten Tag, Bauer!"

„Guten Tag!"

Es folgte ein höfliches Schweigen.

„Frisches Wetter heute und die Weide hier neben dem Hause voller Hasenspuren."

„Von dem Zeug giebt es hier genug!" antwortete der Bauer verdrießlich, indem er kräftig an der Pfeife sog; er liebte es nicht, daß man auf seinen Hügeln und Feldern herumlief.

„Ihr habt ja einen Wald dort unten in der Senkung, Kiefernwald auf sandigem Boden."

„Das muß ich wohl wissen."

„Mein Name ist Weikkolin, bin Ingenieur; ich bin hergekommen, um zu hören, ob ich ihn kaufen kann."

„Den Wald?"

„Ja, den Wald!"

„Ihn kaufen?"

„Ja, ich wünschte ihn zu kaufen!"

„Was thut Ihr damit?"

„Planken und Bretter mache ich daraus!"

Jetzt trat die Wirthin ein.

„Na, aber du meine Güte, wirst Du denn den Herrn nicht zum Sitzen nöthigen und auch die Leute? Treten Sie näher, treten Sie näher."

Und in aller Eile fuhr die freundliche Alte mit der Schürze über Bänke und Tische.

„Nehmen Sie Platz, seien Sie so gut, nehmen Sie Platz, bitte. Ich werde gleich Kaffee besorgen.“

Man setzte sich allmählich, und es begann ein Waldhandel, der eine Unendlichkeit dauerte, bis alle Einwände des Wirthes, seine Gegenvorschläge, Preise, Winkelzüge und Weitläufigkeiten überwunden waren. Nur der Ingenieur und der Kannusbauer sprachen, die Anderen hörten zu, rauchten und schwiegen. In der Dämmerung brach der Waldhändler auf.

„Nun, ist jetzt Alles klar?“ fragte er.

„Alles ist klar“, sagte der Wirth zögernd.

„Nun seht, hier habe ich einen fertig geschriebenen Contract; wir setzen nur die Preise hinein, dann lest Ihr ihn durch und schreibt Euren Namen darunter, seht, hierher . . . Die beiden Männer bezeugen es und . . .“

Aber jetzt rührte Kannus Erich die Sache von Neuem vom allerersten Anfange an auf, und es begann wieder ein Hin- und Herreden, das vom Ingenieur mit Geduld und Schlauheit geleitet wurde. Es war stockdunkel, ehe der Kannusbauer dahin gebracht war, seine Unterschrift, irgend welche Krähenfüße, unter das Papier zu setzen, und die beiden Gehilfen es bescheinigt hatten.

Als das abgemacht war, hatte der Wirth das letzte Stück Holz in seinem Walde verkauft und

außerdem dem Käufer das Recht zugestanden, die Balken den Bach hinunter in's Thal zu flößen, den Bach zu reguliren und zu vertiefen, wo es nöthig sein würde.

Als der Waldkäufer die Hütte verlassen hatte und mit seinen Leuten und Hunden eine Strecke gegangen war, holte der selbstgeschaffene Ingenieur, ein raffinirter Geschäftsmann, tief Athem.

„Das war ein zäher Hallunke, aber geprellt ist er doch!" rief er aus. Und so schmunzelte und lachte die ganze Gesellschaft, während sie eilig denselben Weg ging, den sie gekommen.

Das war ein Leben im Walde den ganzen Winter, von Weihnachten bis Ostern! Es wurde gehauen und gesägt, es krachte und prasselte vom Morgen bis zum Abend. Hunderte von Menschen mit Pferden und Schlitten rührten sich, wie Ameisen, und es war eine Eile, als ob den Leuten die Finger brännten. Birkhuhn und Haselhuhn wurden in neue unbekannte Gegenden vertrieben, der Hase bekam den Laufpaß, der Eichelhäher wurde heimathlos. Die schwerste Arbeit begann aber erst dann, als es galt, die Balken aus dem Walde zu schaffen.

Man mußte vorwärts, wo absolut kein Weg war und auch keiner sein konnte. Menschen und Pferde versanken bis zum Bauch im Schnee,

arbeiteten sich wieder heraus, schwitzten und ermüdeten, ermüdeten und schwitzten, so daß die Pferde dampften wie ein Badelaken in der Kälte, aber vorwärts ging es. Im März wurden die behauenen und mit Zeichen versehenen Balken in werstlangen Stapeln von fünfzehn bis zwanzig Fuß Höhe auf dem Eise des Baches aufgebaut, der aus dem Kannussee floß, so daß die Eisdecke unter der Last zu Boden sank. So kam der Frühling, der Schnee schmolz; der See trat aus seinen Ufern, und nun galt es die größte Eile. Die Balkenstapel sollten mit Hilfe des Thauwassers auf der Eisstraße des Baches meilenweit hinabgeflößt werden, bis zu einem kleinen Fluß, und von dort noch einige Meilen weiter bis zum Saimasee. All' dieses mußte in einigen Wochen gethan sein; denn wenn die Eisbahn von der Frühlingssonne und infolge der Reibung einmal geschmolzen, war jede Aussicht auf weiteren Transport in diesem Frühjahre zu Ende. Alles, was man den Winter über abgeholzt hatte, Tausende von Balken, mußten gerade jetzt, bevor die kostbare Eisbahn geschmolzen, niedergeführt werden oder bis zum nächsten Jahr im Walde bleiben.

Wenn irgend jemals, so galt es jetzt zu zeigen, was Menschenwille und Kraft, was Muskeln und Sehnen, Geduld, Ausdauer und Gesundheit leisten

konnten. Hunderte von Männern standen vom Morgen bis zum Abend mit Haken und Stangen an den Ufern des Baches, oft bis zu den Knieen im Wasser, um die Balken flott machen zu helfen.

* * *

Matti Matalamaa hatte den Winter über an der Fällungsarbeit theilgenommen. Er war die gute Laune der Arbeiter, ihr Spaßmacher. Wenn es so kalt wurde, daß der Wald mit Reif bedeckt, still wie ein Todter im Leichengewand, dastand, wenn der Schneesturm zwischen den Wipfeln der Fichten heulte, wenn der Frühlingsregen seinen Schafspelz durchweichte, an sternklaren Morgen wie rosenfarbenen Abenden — immer war Matti gleich munter. Er scherzte Aerger und Feindschaft fort. Er hatte immer ein gutes Wort, eine muntere Geschichte zur Hand. Und das war wie warmes Oel zwischen knisternden Zapfen. Nur, wenn ein Feiertag oder Sonntag kam, wurde er traurig und still. Denn alle jungen Burschen gingen zum Kannushofe und machten der Lisa den Hof, und das durfte er nicht.

Die ersten Wochen ging es mit dem Flößen ganz gut, als das Thauwasser noch mäßig war, denn weiterhin war der Bach gerade und ziemlich tief. Als man aber zu den dem Kannussee zunächst

belegenen Stapeln gelangte, wurde es schlimmer. Der Bach ging hier im Bogen, wie ein Trunkener, und ein kleiner Wasserfall that das Seinige, den Transport zu erschweren. Die Balken blieben hier stecken und machten den Leuten viele Mühe.

„Hört“, sagte der Ingenieur, „wir wollen den verdammten Wasserfall fortsprengen, ist dort in der Klippe nicht eine Spalte?“

Ja es fand sich eine Spalte. Der Ingenieur untersuchte seine Taschen nach ein paar Dynamitpatronen, sie wurden vorsichtig hineingepaßt.

„Aufgepaßt! Aus dem Wege!“ hieß es nun die Reihe entlang.

Pang, pang — und die Klippe war gesprengt; das Wasser, welches oberhalb einen kleinen See gebildet hatte, drängte mit gewaltiger Kraft nach und fegte Alles fort, Klippe, Balken und Eismasse, riß große Erdstücke mit und stürzte wie ein rasendes Thier mit Gewalt in's Thal hinunter.

„Aufgepaßt!“ hieß es wieder von Glied zu Glied. Jeder sprang, so gut es ging, aus dem Wege. Ein Mann aber wurde doch vom nachdrängenden Wasser gefaßt und zwischen den Balken zerschmettert. Der kleine Bach war eine Stromschnelle geworden, von fünfzehn bis zwanzig Fuß Breite, und riß mit sich fort, was er erreichen konnte.

Matti und der Ingenieur hatten sich auf einen Felsblock gerettet; von dort sah Matti zu seinem Erstaunen seinen Steg, seinen Brunnen, sein Bootshaus auf den schäumenden Wogen dahergetanzt kommen. Dort kam auch seine einzige Kuh laut brüllend den schmutziggelben Strom dahergetrieben.

„Der See hat seinen Damm durchbrochen“, sagte er vor Schreck erbleichend. „Das Wasser hat sich durch den sandigen Boden durchgewühlt. Gott sei uns jetzt gnädig, Herr Ingenieur!“

„Der Strom wird doch schwerlich so hoch steigen!“ sagte der Ingenieur ernst. „Halloh! Leute gebt Acht. Das Wasser steigt, laßt die Losung weiter in's Thal hinab gehen!“

Und der Strom schwoll und stieg; er führte Brücken, Netzhäuser und Boote mit sich.

„Da ist des Kannusbauern Boot“, sagte Matti, und erschreckt fügte er hinzu: „im Boote liegt Lisas grünes Halstuch und des Bauern Pelz.“

In demselben Augenblick schlug das Boot um und verschwand.

„Gott sei uns gnädig, da ist am Ende ein Unglück geschehen!“ rief Matti aus.

Wieder zogen bekannte Gegenstände vorbei. Fischgatter, Bootshäuser und Landungsbrücken, die er seit seiner Kindheit am Ufer des Sees gesehen hatte;

alle zogen sie zertrümmert und zerbrochen mit dem Strome hin. Nach einigen Stunden war die schlimmste Fluth vorüber; der Fall wurde ein Fluß, dann ein friedlicher Bach, der rauschend auf dem Grunde einer breiten Sanddüne dahinströmte. Der Ingenieur und Matti stiegen von ihrem Sitze herunter und wanderten heim, der Hütte des letzteren zu. Beide waren bedrückt und niedergeschlagen. Der Ingenieur fürchtete, daß der Bach seine Balken in Schlamm und Sand getrieben und Matti war seiner Lisa wegen unruhig. Obgleich er ganz durchnäßt war, wollte er doch gleich zum Kannushofe, um zu hören, wie es kam, daß er Lisa's Tuch im Boote gesehen ... Es war Neulicht, der Mond stand in Form einer Sichel ganz niedrig und verbreitete ein geheimnißvolles Licht im Walde. Der Große Bär leuchtete matt auf blaß-blauem Grunde und das Wasser fiel in schweren Tropfen, wie Thränen, über die Erde. Matti kam nicht weiter, als bis zum Bache, der Boden war durchweicht, der Steg fort. Mit schwerem Herzen mußte er wieder umkehren.

* * *

Die Leute auf dem Kannushofe hatten zeitig ihr Frühstück beendet und waren an ihre Arbeit gegangen,

die Wirthin in ihre Milchkammer. Kannus Erich saß allein und verdrießlich am Tische in der Stube. Das Waldgeschäft hatte ihn zehn Jahre älter gemacht. Freilich hatte er bekommen, was ihm zukam. Die Goldstücke lagen in einem Strumpfe in einem Metzenmaß, und dieses war unter dem Getreide in der Scheune verborgen; aber wenn er gewartet hätte, so hätte er viel mehr für das Holz haben können, das wußte er jetzt ganz bestimmt. Und dann das Geld! Wenn Jemand am Ende sein Versteck ausschnüffelte! Dazu kam noch, daß er so viel zu thun hatte. Der Frühling war so unerwartet früh gekommen. Die Aecker waren frei. Die Saat leuchtete grün. Die Knospen der Ellern und Birken schwollen. Die Weidenkätzchen sahen zerrissen und zottig aus. Die Elster, welche dem Volksglauben nach zu Neujahr ihr Nest baut, hatte sich auf die Hochzeitsreise begeben. Die Lerche war heimgekehrt. Alles ledige Volk hatte sich beim Waldfällen Arbeit gesucht, und er mußte jetzt selbst mit einem Knechte alle Frühlingsarbeit besorgen. Die Arbeit war nicht leicht für einen, der nicht mehr gewohnt war, selbst Hand anzulegen. Heute war der See frei von den schlimmsten Eismassen, heute mußte er mit seiner Lisa zur Heinäluoto-Insel hinüberrudern, um die vorjährigen Heureste zusammenzuharken, da sie sonst auf der

Wiese faulen und das frische Gras nicht aufkommen lassen würden.

Lisa ruderte, während der Alte steuerte und mißmuthig um sich blickte. Auf einmal überflog ein Lächeln sein finsteres Gesicht, und mit der Pfeife auf den kleinen Steg hinüberdeutend, der über den aus dem See fließenden Bach führte, sagte er:

„Sieh, wie klug der Matalamaa ist, läßt seine einzige Kuh auf der gefrorenen Erde herumlaufen und kaltes verfaultes Heu fressen; muß wohl schlecht um's Futter im Hause bestellt sein!“

Die warmherzige Lisa sah mitleidig Matti's rothe Kuh zwischen dem gelben vorjährigen Sumpfgras am Brunnen neben dem Stege stehen.

Vater und Tochter landeten an der gewöhnlichen Stelle unter den Schwarzellern, stiegen mit ihren Rechen aus, und zogen das Boot etwas auf den Strand; dann gingen sie zum niedrigsten Theil der Insel und fingen an das Gras zusammenzuharken. Die Arbeit dauerte stundenlang, ohne daß ein Wort gewechselt wurde.

„Zum Kuckuck, was soll das sein, was rauscht da?“ sprach der Alte plötzlich und sah sich um.

„Es sind wohl Zugvögel.“

„Wenn das Zugvögel sind, so müssen ihrer ungewöhnlich viele sein in diesem Frühjahr.“

Der Alte blickte zum Himmel auf, keine Zugvögel waren zu sehen.

„Aber das Brausen nimmt ja immer zu, was kann das sein?"

„Die Bäume im Walde dort rauschen wohl im Winde!"

„Du sprichst, wie Du es verstehst."

Auf einmal fuhr der Alte erschreckt auf; rieb sich die Augen ein Mal nach dem andern, sah ganz verwirrt aus, hustete einige Mal verlegen; endlich konnte er sich nicht länger beherrschen, sondern stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Vater, was hast Du, bist Du krank, was in Christi Namen ficht Dich an?" sagte Lisa.

Der Alte deutete mit zitternder Hand hinüber gegen Matti Matalamaa's Hütte.

„Sieh dahin, sieh hinüber!"

Lisa beschattete die Augen mit der Hand und sah aufmerksam, unverwandt dahin.

„Ich sehe nichts, Du bist krank, Vater, Du bist aschgrau im Gesicht."

„Siehst Du nichts? Aber hast Du denn keine Augen. Wo ist der See?"

„Der See? Herr Gott, ja, der See!"

Das Mädchen sah ebenso erschreckt aus, wie vorher der Alte. Wo eben noch der See die Wolken

des Himmels wiederspiegelte, im Schein der Sonne glänzte und von den Winden gekräuselt wurde, lag jetzt eine schmutzige Fläche, von gelbgrünen Algen und grünem Schleim bedeckt. Es rührte sich und schäumte und brodelte, als ob die widrige Masse in Gährung gerathen sei. Ab und zu schnellte ein glänzender Hecht im Schlamm empor, fiel aber im selben Augenblick wieder in den Schmutz zurück. Das Wasser war, so weit man sah, verschwunden. Vater und Tochter standen stumm und ergriffen von der unerwarteten Naturerscheinung.

„Das ist der jüngste Tag“, sagte der Alte zähneklappernd, „Zeichen geschehen an Sonne und Mond, die Erde verdorret und die Gerichtsposaune dröhnt in der Ferne.“

Minute auf Minute verrann in Erwartung des Entsetzlichen.

„Laß uns heimgehen!“

Sie kehrten zum Boote zurück; es war fort, das sinkende Wasser hatte es mit sich fortgezogen. Gegenüber, am anderen Ufer des Sees, der jetzt kaum ein Drittel dessen war, was er gewesen, sahen sie ihr Heim, unverändert, unbeschädigt.

Auf einmal brach Lisa in ein schallendes Gelächter aus. Wie sie lachte! Unmäßig heiter lachte sie, unaufhaltsam. Der Alte ward böse und ängstlich

zugleich, er schalt und fragte: „Was in des Herren Namen hast Du? Bist Du verrückt? Worüber lachst Du?“

„Matti! Matti!“ sagte das Mädchen außer Athem.

„Matti!“ Und der Alte wurde noch böser.

„Erinnerst Du Dich“, sagte sie endlich, sich beherrschend, „erinnerst Du Dich, was Du im vorigen Jahre gerade hier auf der Insel versprochen hast?“

„Nein, was denn. Was sollte ich versprochen haben?“

„Ja, Du versprachst“ — und sie lachte wieder — „Du versprachst, daß mich Matti, wenn er mich trockenen Fußes hier von der Heinäluoto-Insel fortbrächte, haben sollte — mich zur Frau haben sollte“, sagte sie kichernd, „und nun —“

„Und nun!“

„Jetzt kommt er und wird mich trockenen Fußes von hier fortbringen; gewiß war er es, der . . .“

„Schwatz keinen Unsinn, er kann den See nicht aussaufen, so großmäulig er auch ist; und hat er es gethan, so soll es ihm theuer zu stehen kommen. Er soll es bezahlen und vor Gericht dafür Rede stehen!“

„Was soll er bezahlen? Siehst Du denn nicht, es ist ja sein eigener Theil des Sees, den er ausgetrocknet hat, und das kann er doch wohl thun.“

„Ja, so, Du nimmst ihn in Schutz!“

Da die Gefahr vorüber schien, ließ der Alte seinem lange genährten Zorn und Grimm freien Lauf, fluchte und schwur, eher würde er Lisa in den See werfen, ehe er sie einem Solchen gäbe.

Wohl eine Stunde schimpfte und wetterte er. Aber Hunger, Durst und Kälte machten ihn allmählich zahm.

Er begann einzusehen, daß sie die Nacht auf der Insel zubringen mußten. Denn die Boote waren natürlich den Weg alles Irdischen gegangen. Vater und Tochter gingen wieder hinab zur Insel, suchten sich ein Lager in der Scheune und versuchten sich gegen die nächtliche Kühle zu schützen, indem sie sich unter die Heureste verkrochen. Lisa lag hart und kalt; aber sie war glücklich und fühlte sich warm im Herzen, sie hoffte wieder. Und mit Zuversicht blickte sie in die Nacht durch das baufällige Dach auf zu den Sternen, die in strahlender Pracht über der dunklen Erde kreisten.

* * *

Matti hatte sich zu Bett gelegt, er war unruhig und traurig; aber die Natur nahm sich ihr Recht: nach zehnstündiger Arbeit in Wald und Feld schläft

auch ein schlechtes Gewissen den Schlaf des Gerechten. Die Sonne schien schon hell in's Fenster, als er vom Klageliede seiner Mutter über die verlorene „Punikki“, die Kuh, erwachte. Er gähnte, ging hinaus und sah mit Erstaunen, daß der See so eingetrocknet war, daß er nur zu beiden Seiten der Heinäluoto-Insel wie zwei blanke Spiegel schimmerte. Neugierig ging er über seine niedrigen Aecker, jagte ein paar Bachstelzen auf, die sich drehten und mit dem Schwänzchen wippten und in zierlichem Menuettschritt zwischen den Ackerfurchen sich bewegten. „Sieh da, Kamerad, du bist ja frühzeitig in diesem Jahre“, dachte Matti. So kam er zu seiner Wiese; der Strandpfeifer zog im kurzen Bogen vor ihm her, von Erdhügel zu Erdhügel. Jetzt erst merkte Matti mit Freuden, welche glückliche Veränderung mit der ganzen Gegend für ihn eingetreten war. Der flache Theil des Sees war trocken gelegt. Seine sumpfigen Wiesen und feuchten Felder wurden trocken und das Areal seiner Wiesen war vergrößert; er konnte jetzt so viele Kühe halten, wie der Kannusbauer selbst. Während er so da stand und bedachte, was wohl der alte Erich zu einer Werbung unter so veränderten Umständen sagen würde, hörte er aus der Ferne seinen Namen rufen. Es klang wie das Echo von einer Felsenwand. Er lauschte aufmerk-

sam; es kam von Heinäluoto. Richtig, dort standen zwei Personen am Strande. An weitgestreckte Horizonte gewöhnt, entdeckte sein scharfes Auge sogleich, daß es Lisa und ihr Vater waren. Aber wie sollte er es anfangen, hinüber zu kommen. Die Wiese trug möglicher Weise einen Fußgänger, aber der Seeboden? Nein, den kannte er aus seinen Knabenjahren, wo er die Entennester plünderte und die Jungen der Seeschwalbe tödtete — der war grundlos. Doch da kam ihm ein Gedanke; er ging hinauf zum Hof, nahm zwei Paar Schneeschuhe mit sich, ging wieder hinunter und auf den Schneeschuhen arbeitete er sich durch den Schlamm zur Insel. Es war eine schwere Arbeit; bevor er den halben Weg zurückgelegt hatte, stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Rund um ihn herum lebte und wimmelte es im Schlamme von schleimigen Würmern und kleinen widrigen Kriechthieren, Wasserkäfern und Wasserspinnen. Einige Aale krochen auf dem Bauche umher, einige halbtodte Fische glänzten in der Sonne. Das Barschgras lag in langen Streifen und ein ekelhafter Geruch von verfaulten Pflanzen verpestete die Luft. Als er noch ungefähr 10 Klafter vom Strande entfernt war, konnte Kannus Erich nicht länger seinen Ärger zügeln; er überhäufte Matti mit einem Hagel von Scheltworten und Drohungen.

Matti verzog Anfangs sein Gesicht zum breitesten Lächeln und ließ Fünf gerade sein; aber, als der Alte immer unbändiger wurde, ärgerte er sich seinerseits und schrie ihm zu:

„Ja so, Ihr habt noch nicht genug von Eurem Aufenthalte auf der Insel; mir kann es gleich sein. Ich werde mich nicht weiter um Euch kümmern. Ich kehre um und Ihr könnt warten, bis Mutter Kannus ein Boot vom nächsten See hat holen lassen, um Euch zu retten, denn Ihr könnt wohl nicht, wie die Eichhörnchen, auf Rindenstücken über den See segeln!“

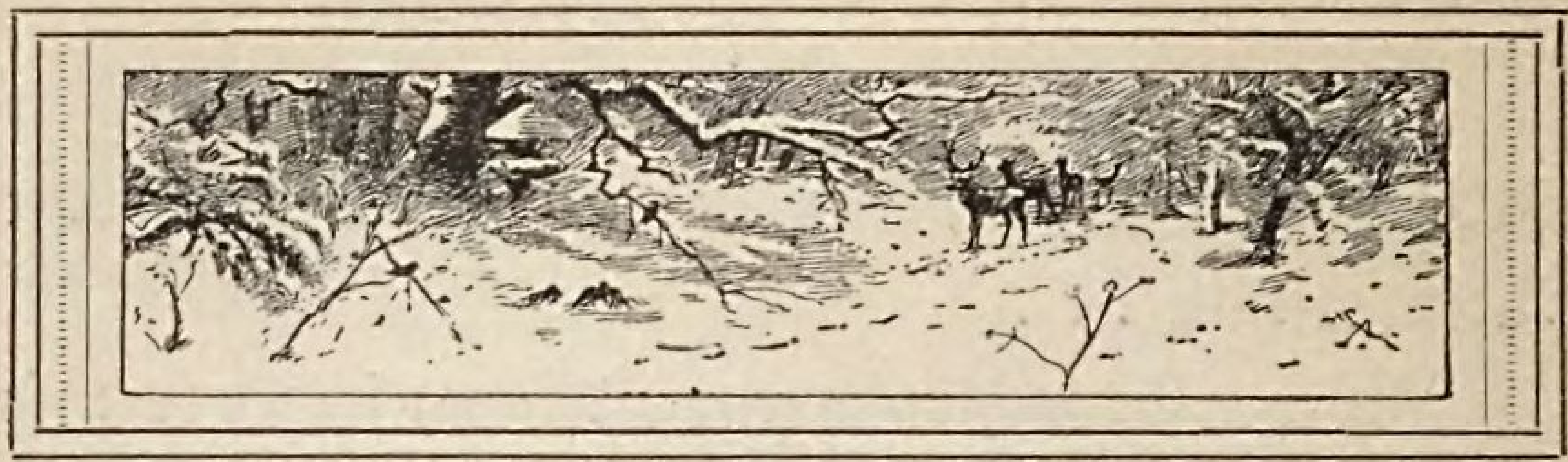
Matti kehrte ärgerlich um. Aber jetzt brach Lisa in lautes Schluchzen aus und Erich verlegte sich auf's Bitten, so sauer es ihm auch zu werden schien.

„Nun, meinetwegen. Ich werde Euch helfen, aber nur unter der Bedingung, daß ich Lisa bekomme — — Ihr habt ja außerdem einmal versprochen, wenn ich das Mädchen trockenen Fußes von hier nach Hause bringe, so — — —“

Kannus Erich war wüthend wie eine gereizte Natter, aber es half ihm nichts — er klappte mit den Kinnbacken und fluchte, mußte aber auf die Friedensbedingungen eingehen. Um jedoch vor allen Ränken des Alten sicher zu sein, führte Matti erst das Mädchen auf das feste Land hinüber, damit

Jeder sehen könne, daß er die Bedingungen des Alten erfüllt. . . .

Als der Strandläufer einen Monat später traurig und klagend das frühere Ufer des Kannussees entlang wanderte und vergebens seine alten Brutstellen suchte, oder ein passendes Versteck für sein Nest; als der Enterich schnatternd seiner Gattin erzählte, der See sei viel zu klein geworden, und die Taucherente das, was vom See übrig war, viel zu tief fand und überlegte, wo sie sich jetzt niederlassen solle, da wußten Matti und Lisa, wo sie ihr Nest für's Leben bauen sollten. . . .



VIII.

Ein Weihnachtsabend.

Von Jac. Ahrenberg.

Der Soldat Nr. 45 Mats Glad im finnischen Garderegiment hatte, bevor er sich anwerben ließ, einen langen finnischen Namen gehabt, der sich schwer aussprechen ließ. Als er in das Bataillon trat und eingeschrieben werden sollte, wurde er von dem lebensfrohen Lieutenant unter dem obengenannten, alten Soldatennamen eingetragen. Mit seinem Charakter stimmte dieser Name freilich durchaus nicht überein; denn erstens bedeutet Glad „froh“, und er war schwermüthiger Natur, und zweitens konnte er als Vollblut-Finne zu Anfang eines Wortes keinen Doppel-Konsonanten aussprechen, sondern mußte sich Lat nennen, und Lat heißt zu deutsch „laß, lässig, träge“. Und auch in dieser Form traf

der Name nicht zu, insofern er ein sehr thätiger und unternehmender Mann war.

Doch genug hiervon; den Namen trug er nun einmal, und mit ihm war er in's Feld gezogen nach den bulgarischen Wahlplätzen hinunter.

Im Nebel und Regen des Herbstes war er bei Sistowa über die Donau gegangen, hatte sich auf den bulgarischen, lehmigen Wegen vorwärts gearbeitet, hatte die grauenhafte Mörderei bei Gorni-Dubniak mitgemacht und zwischen der Donau und dem Balkan-Gebirge gefroren und an Durst gelitten. Wofür und zu wessen Nutzen? Ja, davon hatte er eine nur höchst unklare Vorstellung, eine Vorstellung, die zum Siebenten und Letzten darauf hinaus lief, daß die Türken die Nachfolger des Antichrists seien.

Und jetzt hatte das Bataillon die Berge bei Orhani erreicht. Rasch war die Zeit vergangen; es war bereits der Tag des Weihnachtsabends. Das Gewehr über die Schulter, ging Glad schwermüthig oben auf dem Kamme eines waldigen Berges. Er war mit seiner ganzen Compagnie zum Vorpostendienst hinauscommandirt worden.

Der Abend nahte, der Frost nahm zu, und ein Stern nach dem anderen blitzte auf; tief unten am Horizont blinkte der Stern seiner Heimath, der

Nordstern, über die Wipfel der Eichen. Gegen Süden glänzte die Spitze des Balkan-Gebirges, schneebedeckt und weiß, beleuchtet von den schrägen Strahlen der Abendsonne.

Mats Glad stand neben einer Bergeiche und sah in's Thal hinab. Dort unten nahm die Dunkelheit mehr und mehr zu. In dem kleinen türkischen Flecken, wo das Minaret seine Spitze vor der dunkeln Bergwand emporragen ließ, hörte man die schrille Stimme des Muezzin die Rechtgläubigen zum Abendgebet rufen. Dann schwieg auch er. Und des Winterabends Einsamkeit und Stille senkten sich schwer und drückend auf Glad's Seele. Doch er schüttelte sich, richtete sich empor, warf das Gewehr über die Schulter und begann auf seinem Posten hin und her und wieder hin und her zu wandern.

Der Schnee knirschte unter seinen Schritten, dann und wann schüttelte der Wind federleichte Schneeflocken von den Zweigen der Eiche. Die Kälte, der Abend und zuerst und vor Allem die Einsamkeit lenkten seine Gedanken nach dem Vaterlande, nach dem Vaterheim, einem kleinen Kathen dort oben an einem von Careliens schäumenden Bächen. Dort war er mit seinem älteren Bruder zusammen aufgewachsen; dort hatte er während des Sommers auf dem Verhau das Vieh ge-

hütet, Schellbeeren im Moor gepflückt und im Winter Schlingen für Hasen und Auerhühner gelegt oder war auf Schneeschuhen über die weißen Berge gestreift; dort war er aufgewachsen und Mann geworden. Dann war der Vater gestorben und hatte Alles seinem ältesten Bruder hinterlassen. Er selbst, Mats, war nach vielen Zwistigkeiten und Processen allmählich mit ganz geringen Summen abgefunden worden, und als er schließlich seinen letzten Fünfmarkschein erhalten hatte, war das Band zwischen ihm und dem Stückchen Erde, welches er geliebt hatte, unwiderruflich zerschnitten.

Er war so ganz aus seiner Bahn herausgeschleudert. Es war etwas in seinem Innern zerbrochen worden; es war ihm zu Muthe wie einem Kinde, welches den Armen seiner Mutter entrissen wurde, wie einem verwilderten Vogel in einem fremden Walde.

Späterhin hatte er Bauholz die Flüsse hinunter geflößt, hatte bei den Sägewerken gearbeitet, war schließlich Soldat geworden, und jetzt stand er hier am Fuße des Balkan-Gebirges, hörte unter eisigem Winterfrost im Winde die Aeste der Eichbäume knacken und sah die türkischen Lagerfeuer dort drüben hinter dem Hohlwege in vielen Reihen leuchten, gleichwie die Freudenfeuer auf den hohen Ufern der

Meerbusen in der Heimath an schönen Herbstabenden zu leuchten pflegten.

Ach, die Heimath! Jetzt war es daheim in Finnland Weihnachten. Er begann an dem leuchtenden Faden der Erinnerungen zu spinnen und an dem lichten Bilde der Träume zu weben.

Wie mochten sie es heute zu Hause am heiligen Abend wohl haben? Heute Vormittag hatten seine Mutter und die Frau des Bruders in der Weihnachts-Badestube geheizt, wo alle Hausgenossen zu baden pflegten. Auf die glühenden Steine war Wasser gegossen worden, und heiße Dämpfe waren aufgestiegen und hatten den Raum mit ihrem weißen Nebel erfüllt. Wie er so da stand, an den Stamm einer Gebirgseiche gelehnt, während ihn fror und der feuchte Nachtwind um ihn her sauste, hatte er in der Phantasie einen Augenblick die lebhafte Empfindung von all dem Wohlbehagen eines Dampfbades. O wie schön war es, dort auf der Bank im Stroh in der feuchten Wärme zu liegen, und nachdem man das Bad in gebräuchlicher Weise genommen hatte und völlig durchwärmt war, auf die Treppe der Badestube zu treten, um sich in der Winterkälte wieder abzukühlen, dann die Sonntagswäsche anzulegen und sich so behaglich, rein und warm zu fühlen! Nach dem

Bade folgte das Mittagsmahl, der Psalmengesang ertönte, und die vortreffliche Hirse- und Buchweizengrütze stand einladend auf dem Tische, und dann — das Weihnachtsfeuer. Groß wie ein Johannisfeuer wärmte und leuchtete es vom Herde aus, leuchtete in jede Ecke der frisch gescheuerten Stube, blinkte zurück wie Wetterleuchten von den vielfachen Geräthschaften, Aexten und Sägen, Büchsen und Beilen, welche längs der Wände aufgestellt waren zum Zeichen des Feiertagsfriedens. Oben auf dem Kamin stand der Spinnrocken, dort sollte er unberührt von Weihnachten bis Neujahr stehen, denn sonst „spann er Unglück in's Haus". An die Stubendecke hatten die Kinder eine Krone gehängt, die aus Stroh, bunten Glasperlen, rothen Bändern und allerlei Flitterstaat kunstvoll geflochten war. Das Stroh auf der Diele raschelte unter den Füßen, wenn Bänke und Stühle nach dem Feuer hingezogen wurden. Dort versammelte sich die Jugend, während der Vater oben am Tische saß und in dem großen umfangreichen Gesangbuche blätterte, um das alte Weihnachtslied zu suchen. Wenn dies gesungen war, begann man mit anderen Liedern; man sang „Lieder, in diesem Jahrhundert gedruckt", Lieder, die bereits von verschiedenen Geschlechtern gesungen worden waren, man sang alte Minnelieder

aus der Mitte des Jahrhunderts und Lieder, die vermuthlich in dem Lande der Troubadours entstanden waren. Und man rieth Räthsel und trieb Spiele, bis die Hausmutter rief und daran erinnerte, daß das Abendbrod bereit stände und ihrer warte. Darauf erfolgte wiederum ein Psalmengesang, und dann war es Zeit zu Bette zu gehen; denn am Weihnachtsmorgen mußte man früh aufstehen.

Bereits um drei Uhr des Nachts wurde den Pferden das Geschirr angelegt, und mit klingenden Schellen und blankem Pferdegeschirr ging es dahin zur Kirche, über zugefrorene Seen und durch verschneite Wälder. Der Auerhahn, der unter der schneebedeckten Tanne schlummerte, und der Wolf, welcher über das Eis hin heulte, erschraken und flüchteten. Je weiter man vorwärts gelangte, desto mehr wuchs die Zahl der Kirchengäste an, und wenn man schließlich weit hinaus auf dem Eise den ersten Klang der Kirchenglocken vernehmen konnte, trieben die Kutscher eifrig die Pferde an, die jetzt zu Hunderten heransprengten, um noch Platz in dem stark besetzten Stalle zu finden, welcher zur Kirche gehörte. In der Kirche aber waren schon Lichter angezündet, und der rothe Schein fiel durch die hohen Fenster auf die Schneehaufen, wo schwarze

Kreuze emporragten, wie wenn es auch sie verlangte, in das Haus des Herrn zu dringen.

Hier wurden Glad's Weihnachtsträume durch die Trommel unterbrochen. Die schnurrte und surrte dort unten im Thale und zog gleichsam mit magischer Gewalt alle Mann zu sich hinab. Mats Glad und seine Kameraden stellten sich rasch in Reihe und Glied auf und marschirten schleunig in's Lager hinunter; denn heute Abend sollten sie das heilige Weihnachtsfest feiern.

Dort im Lager war Alles voll Unruhe und Geschäftigkeit. Es war gerade Befehl eingetroffen, daß das Regiment früh am Weihnachtsmorgen aufbrechen solle, um nach wochenlangem Warten endlich über den Balkan zu gehen. So war es denn also mit ihrer Weihnachtsfreude vorbei.

Geschwind wurden die verschlissenen Uniformen ein wenig aufgeputzt. Im hellen Frost, auf dem knirschenden Schnee unter dem funkelnden Sternenhimmel wurde Carré gebildet. Der Prediger trat hervor, alle Häupter entblößten sich, das Musikcorps blies einen Choral, und grobe Stimmen drängten sich aus den rauhen Kehlen zwischen den erfrorenen, zitternden Lippen hervor, und andachtsvoll und innig sangen sie das alte Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her.“

Als der Gesang beendet war, hielt der Pfarrer eine ganz kurze Predigt, denn der Frost und die bevorstehenden Anstrengungen des nächsten Tages trieb Alle, Ruhe und Wärme aufzusuchen. Die Weihnachtsgabe, eine einfache Festmahlzeit, wurde ausgetheilt, eine halbe Stunde darauf lag Mats Glad in seinem Zelte. Durch eine Ritze im Zelttuche sah er mehrere Sterne. Er sann darüber nach, welcher von allen den vielen Sternen wohl der Bethlehemsstern sein möge. Seit fast zweitausend Jahren war er seinen Weg am Himmelsbogen gezogen und hatte seine Botschaft vom Frieden über die Erde leuchten lassen, aber, ach, bisher war der Friede wohl nur eine Verheißung gewesen.

Ja, nur eine Verheißung. Lange bevor der Morgen über die Schneespitzen des Balkans graute, rief die Trommel ein tausendfältiges Echo in den Klüften des Gebirges wach, und eine Viertelstunde darauf stand das Bataillon bereit zu erneuten blutigen Kämpfen.

Durch einen Bergpaß ging es aufwärts in langem, sich schlängelndem Zuge. Auf Wegen, welche Ziegenhirten und ihre Heerden gebahnt hatten, mußten Kanonen, Train, Pferde, Munition und Tausende von Soldaten vorwärts zu dringen suchen. Bald mußten die Kanonen an Bergabhängen hinauf=

geschleppt werden, bald ging es wieder an steilen Abhängen längs tiefer Abgründe hinunter, bis schließlich weiche Schneehaufen in einem kleinen, kesselförmigen Thale die müde Mannschaft und ihre kostbare Bagage aufnahm. Als der Abend sich neigte, hatte man sämmtliche Kanonen in's Thal befördert bis auf eine, die größte.

„Vorsicht!" commandirte der Sergeant, „denkt daran, daß diese Kanone sechzigtausend Mark gekostet hat."

Doch wie vorsichtig man auch zu Werke ging, es zeigte sich, daß man die Kanone jedenfalls jetzt in der Dämmerung unmöglich würde unbeschädigt zu Thal bringen können. So wurden denn nebst Mats Glad zehn seiner Kameraden commandirt, während der Nacht als Wache für das kostbare Geschütz auf dem Bergkamme zurückzubleiben.

Schweigsam, müde und niedergeschlagen bereiteten sich die Soldaten vor, den Abend des heiligen Weihnachtstages im Schnee zu feiern. Kein Wort wurde gesprochen. Jeder verzehrte schweigend sein Abendbrod; Alle aber hatten ihre Gedanken in weiter Ferne an einer und derselben Stätte der Erde.

Mats saß auf der Lafette, das Gewehr zwischen den Knieen. „Sechzigtausend Mark", murmelte er, „das war meiner Treu ein gehöriger Preis." Er musterte die Kanone, so gut er das in der Dämme-

rung vermochte, und strich mit der Hand über die harte, kalte Fläche. „Sechzigtausend Mark, sechzigtausend Mark, das war doch eine erschreckliche Menge Geld." Er vermochte gar nicht zu fassen, wie groß in Wirklichkeit die Summe sei, bevor er bedachte, was Alles man für so viel Geld bekommen könne. Seines Vaters Haus und Grundstück war auf fünftausend Mark geschätzt worden; für diese Kanone hier konnte man also zwölf solcher Höfe bekommen; und zwölf solcher Höfe machten ja ein förmliches Reich aus. Zwölf Höfe steckten in dieser Maschine, welche von acht finnischen Pferden auf dem Landwege vorwärts gezogen wurde, so daß die Funken von den Rädern sprühten. Auf zwölf solchen Höfen konnten hundertundfünfzig Menschen leben und ihr Auskommen finden jahraus jahrein, der Sohn nach dem Vater, bis in die fernste Zukunft. Und diese Mordmaschine hier warf nichts ab, gab nicht das Allergeringste, ja, sie brachte Tod und Vernichtung.

Mats überkam ein Gefühl von Angst vor dem Geschütz und von Haß wider das entsetzliche Ding, welches so schwarz und eisig kalt dastand mit den scharfen, glänzenden Strahlen, die sich wie gefrorene Blitze über die polirte Fläche und die blanken Metallstücke warfen. Ach, hätte er nur einen geringen Brocken gehabt von dem, was diese blutdürstige

Maschine gekostet hatte, dann hätte er nicht hier in der Weihnachtsnacht in Winterschnee und Kälte, dann hätte er daheim gesessen.

Daheim! Bei diesem Zauberwort kamen abermals die Bilder der Weihnachtsfreude und des Weihnachtsfriedens der Heimat über ihn, licht, warm und lieblich. Er sah die Weihnachtsspiele und den Tanz in der Stube zu Hause vor sich, hörte die Gesänge, das Gelächter der Kinder und das Gebell der Hunde. Dann wurde es allmählich still um ihn her; die Flammen des Weihnachtsfeuers wurden kleiner und kleiner, die glühenden Kohlen überzogen sich mit weißlicher Asche und die Lichter erloschen eins nach dem anderen. Jetzt schien es ihm, als sähe er nur den Vater, der ganz allein dort oben am Ehrenplatz im Schein eines einzelnen Lichtes saß, und es däuchte ihn, als höre er den Alten lesen. Eintönig und singend las er den Weihnachtspsalm. Aber das war doch ein wunderbarer Psalm, das — das klang gar nicht wie finnisch — nein, das war nicht finnisch, und — das war nicht sein Vater —

„Die Türken! die Türken! die Baschi-Bozuks!“ Verwirrt und wach sprang er empor. „Achtung, legt an, Feuer!“

Die Schüsse knallten und krachten in der Stille der Nacht. Unten vom Thal herauf ertönte der

Ruf der Wachen, die Trommel wurde wieder gerührt, Hornsignale erschollen. Mit raschem Flügelschlage flogen die Raben schreiend davon; noch — war ihre Zeit nicht da.

Mats Glad und seine zehn Kameraden kämpften einen harten Kampf um ihre Kanone. „Denkt daran, Leute, daß sie sechzigtausend Mark gekostet hat“, rief er; „laßt die Türken nicht heran!“ Die sechzigtausend Mark feuerten seinen Muth an, sie gaben dem Kampf Gehalt, die waren denn doch etwas, wofür es sich lohnte zu kämpfen, sie waren ein Einsatz, für den man sein Leben wagen konnte, falls es sein sollte.

Und es sollte sein. Bevor die Compagnie unten vom Thale zu Hilfe kam, lag Mats Glad bereits getroffen auf der Lafette der Kanone. Mit jedem Pulsschlage verrann sein Leben in den Schnee. Sterbend sah er abermals seines Vaters Haus, sah die Weihnachtslichter und die Weihnachtsfeuer schimmern, hörte die eintönige Stimme — immer leiser und leiser — das alte Weihnachtslied singen: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“

Mats Glad hatte seine letzte Weihnacht gefeiert. Am Morgen wurde sein Leichnam in den weißen Schneehaufen geborgen, und das Bataillon zog südwärts weiter, dem alten Byzanz zu.

IX.

Herr Roller.

Von Minna Canth.

Aus dem Finnischen von Max Buch.

Es war Herbst. Regen und Wind jeden Tag. Der Himmel war grau, der See dunkel, das Erdreich aufgeweicht. Das Laub war gefallen, die nackten Aeste der Bäume starrten häßlich um den Stamm und die kahlen Birkenzweige peitschten durch einander. Die Hunde sahen aus, als ob sie geradenwegs aus dem Wasser gekommen wären, rochen häßlich und wollten in's Zimmer. Sie kratzten an den Thüren und heulten, aber von Innen antworteten

---

Wir machen auf diese grausig naturwahre Darstellung des Spleen aufmerksam, der tödtlichen Langeweile, der Alles, das Alltäglichste wie das Höchste, nur dazu dient, um diese bleigraue, entsetzliche, seelentödtende Langeweile zu erhöhen. D. Hrsg.

ärgerliche Stimmen: „Fort, hinaus!" Die Hunde fuhren jedoch fort zu heulen und zu kratzen, bis jemand durch die Thür ging und es ihnen gelang, in's warme Zimmer zu schlüpfen. Dort fühlten sie sich wohl, wedelten mit dem Schweif und begrüßten die Anwesenden mit ihren feuchten, kalten Schnauzen. Aber die Freude währte nicht lange, man öffnete die Thür sperrweit: „hinaus!" und man schlug nach ihnen. Da half dann weiter nichts, als wieder in Regen, Wind und Schmutz hinauszutrotten. Dort machten sie ihrer schlechten Laune Luft, indem sie recht aus Herzenslust die Vorübergehenden anbellten. Eine kleine Genugthuung gewährte es ihnen dann, wenn es ihnen glückte, ein Kind oder ein Frauenzimmer vor Schreck aufschreien zu machen.

Der Kaufmann Roller lag auf dem Sopha und sah die letzten Zeitungen durch. Sie waren verzweifelt trocken und langweilig. Entweder enthielten sie gar nichts oder doch Dinge, die ihn nicht das Geringste angingen. Ueberhaupt interessirte ihn nichts auf der Welt. Er besaß Alles, was er sich nur irgend wünschen konnte. Er hatte sich zu einem vermögenden Manne emporgearbeitet; das Geschäft ging ganz von selber. Er bestellte die Waaren, strich die Einnahme ein, bezahlte die Rechnungen. Seine Untergebenen besorgten das Uebrige. Aus alter Gewohnheit ging

er ab und zu in's Geschäft. Seine Einkünfte waren genügend, keinerlei Sorgen, keinerlei Kummer, nur die Langeweile quälte ihn.

Auch Familiensorgen hatte er nicht. Sein zwanzigjähriger Sohn aus erster Ehe führte die Bücher und besorgte die Correspondenz. Seine zweite Frau, noch ganz jung, war frohsinnig und hübsch. Sie hielt auf gutes Essen, schaffte schöne Möbel an und sorgte, daß das Haus in Ordnung war. Sie war immer modern und nett gekleidet, ging oft aus und empfing selbst häufig Besuch.

Kurz und gut, Alles war, wie es sein sollte. Herr Roller hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht, das Ziel, nach dem er in seiner ganzen Jugend und in seinem ersten Mannesalter gestrebt. Er war geachtet und geehrt. Viele beneideten ihn um sein Glück. Niemand, auch nicht er selbst, konnte eine Lücke darin entdecken, wo ein Wunsch sich hätte bergen können, der nicht gleich erfüllt worden wäre.

Und jetzt lag er auf dem Sopha ausgestreckt und sah flüchtig die Zeitungen durch. Die eine nach der anderen glitt herab auf die Diele und bald auch die letzte. Er fühlte sich schläfrig, obgleich er in der Nacht gut geschlafen und sich heute noch nicht im Geringsten angestrengt hatte. Aber was hinderte ihn zu schlafen, wann er Lust hatte?

Er schloß seine Augen und verhielt sich ganz still wie ein Todter. Wenn er jetzt so in den ewigen Schlaf versänke, so daß er nichts mehr fühlte, wußte oder dachte! Warum nicht? Einer würde schon sehr wohl das Geschäft allein weiter führen können. Elin würde Anfangs etwas weinen, sich bald trösten und wieder heirathen. Sein Andenken würde bald erlöschen, des Lebens Wogen jede Spur von ihm fortspülen. Die Welt würde ihren Gang gehen ohne ihn, Alles würde sein wie vorher. Er würde aus dem Gedächtniß der Lebenden verschwinden und seine Gebeine allmählich im Grabe vermodern. Sein ganzes Wesen würde vernichtet sein bis auf eine Hand voll Staub im Schooß der Erde. Der Gedanke schien ihm keineswegs unangenehm.

Der Schlaf kam nicht. Er öffnete die Augen wieder und lauschte dem Winde, der draußen pfiff, und dem Regen, der gegen die Scheiben peitschte. Sein Blick blieb an einer Figur der Tapete an der Wand gegenüber haften.

Es war still da drinnen, als ob das Uhrwerk des Lebens stehen geblieben. Eine drückende Stille, die sich auf ihn und seine ganze Umgebung senkte. Es sauste in seinen Ohren, das Blut stockte, die Pulse hörten auf zu schlagen. Waren das Vorboten eines Schlaganfalles? Er kehrte sich auf die Seite. Da

fiel sein Blick auf eine bunte Blume des Teppichs und blieb dort haften.

Immer noch das lähmende Schweigen um ihn her. Nicht einmal eine Fliege gab es im Zimmer, die da hätte summen können, nicht ein Staubkörnchen, das er hätte fliegen sehen! Alles in Unbeweglichkeit und Ruhe versunken.

Das war unleidlich. Wenn er sich aus seiner Schlaffheit aufraffte? Aber wie? Vielleicht würde Gymnastik helfen?

Lange Wochen hatte sein Turnstab im tiefsten Winkel des Schrankes unbenutzt gestanden. Früher hatte er ihn oft benutzt, so gut wie alle Tage. Jetzt waren seine Glieder steif, sein Körper schwer geworden. Weshalb sollte er sich anstrengen und weshalb gerade heute? Lieber ein ander Mal. Dieser Zustand konnte ja doch nicht ewig währen. Er fühlte sich so kraftlos und willensschwach, vollkommen außer Stande, irgend etwas ernsthaft anzugreifen.

Er hätte irgend etwas bedurft, das ihn weckte, einen Wunsch, eine Hoffnung, irgend eine Leidenschaft, die seine Seele hätte in Bewegung setzen können. Aber er hatte ja Alles, was er sich wünschen konnte, und sobald er Lust zu etwas hatte, so wurde sie sogleich gestillt. Jetzt hatte er nichts mehr zu

wünschen, nichts gefiel ihm länger. Er hatte genug von Allem und fühlte nur Langeweile.

Eine gute Stellung, ein sorgenfreies Leben, reichliches Auskommen und ein eigenes Heim — wie hatte er sich einst danach gesehnt; wie glücklich hatte er sich geträumt, wenn all' das endlich sein wäre. Er hatte die Wünsche sich erfüllen sehen, aber da hatten sie all' ihren Reiz verloren.

Er kehrte sich wieder auf den Rücken, gähnte und starrte hinauf zum Fenster dicht neben ihm. Dadurch sah er ein Stückchen schweren grauen Himmel. Nicht einmal eine Wolke konnte man entdecken, nur ein gleichmäßiges dichtes Grau. Staubregen und Nebel. Pfui!

Sollte er vielleicht über den Saal in's Familienzimmer gehen? Aber wozu diente das? Alles alt und bekannt, alltäglich, dumm, langweilig! Nein, das lohnte sich nicht der Mühe, deshalb aufzustehen. Außerdem hörte man Schritte sich von dorther nähern, leichte, elastische Schritte. Es war natürlich Elin, seine Frau — seine hübsche junge Frau, wie die Leute sagten.

„Hermann, Du Faulpelz, liegst Du noch immer da?“

„Ja freilich! Und dann?“

„Der Kaffee wartet. Nein, wie Du schläferig aussiehst. Auf mit Dir!“

„Laß mich in Ruhe!“

„Grobian! Paßt sich das, seiner Frau so zu begegnen! Aber warte, ich werde dich lehren!“ —

Sie begann ihn zu kitzeln.

„Elin, geh' weg! Ich bin gar nicht bei Laune.“

„Was, brummig bist Du auch noch?“

Sie lachte und küßte ihren Mann. Roller wandte sich zur Seite und machte eine sauere Miene.

„Pfui wie Du unartig bist! Zur Strafe küsse ich Dich jetzt zehn Mal: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs — sieben — acht — neun — zehn — und noch einen auf den Kauf. So! Und jetzt laß ich Dich in Frieden.“

An der Thür blieb sie noch einmal stehen.

„Willst Du wirklich keinen Kaffee haben?“

„Nein!“

„Dann bleib ohne!“

Sie flog davon. Roller wischte sich die Lippen ab.

Es müßte den Frauen gesetzlich verboten sein, ihren Mann zu küssen, dachte er, ihrer selbst wegen; denn es erregt Ekel und man wird ihrer ohnehin bald genug überdrüssig.

Er konnte nicht verstehen, wie er vor vier Jahren so verliebt in Elin hatte sein können und wie er sie für hübsch hatte halten können, wie alle Anderen es jetzt auch noch thaten. Er hatte sich im siebenten

Himmel gewähnt, als er sie das erste Mal an seine Brust gedrückt — und jetzt? Pfui! Er hatte Lust, sie von sich zu schleudern, wenn sie ihm nahe kam.

„Nein, das geht nicht länger so“, murmelte er fast laut und setzte sich auf. „Ich muß krank sein.“

Er betrachtete sich im Spiegel. Er sah frisch und blühend aus und fand keine Spur einer Krankheit, wie er sich auch prüfte.

„Ich muß ausgehen, es hat ja aufgehört zu regnen!“

Er zog seinen Ueberrock und die Gummischuhe an, nahm Hut und Stock und ging hinaus. Das Wetter war noch schlimmer, als er es sich gedacht, und er hatte schon Lust umzukehren, ging aber doch weiter, da er einmal herausgekommen. Er ging und ging und es platschte im Schmutz bei jedem Schritt, den er that.

Er war bis zur Kirche gekommen, die weiß und stumm dastand. Weshalb stand sie da? Sechs Tage in der Woche war sie geschlossen, den siebenten offen, und da versammelten sich die Leute, alle Bänke voll. Der Prediger stand am Altar in seinem glänzenden Meßgewand, wandte abwechselnd bald das Gesicht, bald den Rücken den Zuhörern zu, hielt die Messe und betete, genau so wie alle anderen Pfaffen heute thaten, morgen thun würden und gestern gethan seit

langen, langen Zeiten. Die Gemeinde lauschte, glaubte andächtig zu sein und erwartete, daß Gott ihnen deshalb besonders gewogen sei, ja schon deshalb, weil sie überhaupt in die Kirche gekommen, denn schon das allein war ja ein großartiger Beweis ihres Glaubens in diesen ungläubigen Zeiten.

Weiber, Kinder und Bauern bedurften noch der Kirche und derenwegen mochte sie da stehen, besonders da sie mit den Herren ein schweigendes Uebereinkommen getroffen, keine besonderen Anforderungen an sie zu stellen. Wenn sie nur des Scheines wegen gelegentlich zum Abendmahl gingen, etwa alle zehn Jahre einmal und sich nicht allzu öffentlich über die Glaubensmysterien lustig machten, so hatten sie ganz genügend christliche Gesinnung.

Herr Roller war während seiner Betrachungen bis zur Buchhandlung gekommen, und da er sich erinnerte, daß seine Briefmarken ausgegangen waren, trat er ein. Da standen Regale mit Büchern gefüllt von der Diele bis zur Decke. Wer vermochte sie Alle zu lesen? — und schließlich, wer hätte Nutzen daran? Und die armseligen Menschen, die sie geschrieben! Sie thaten es wohl im süßen Glauben, die Welt zu fördern! Narren! Oder der Ehre wegen. Sie blähen sich, weil ihr Name bekannt wird? Narren — einfältige Narren.

„Neue Bücher, Herr Roller“, sagte der junge betriebsame Buchhändler und legte ihm einige vor. „Hier ist neue Litteratur von Schweden. Etwas Tendenzlitteratur oder psychologische Romane — was Sie wünschen.“

„Beide sind mir gleichgiltig. Die Bestrebungen der Gegenwart sind so unbedeutend und gehaltlos — nur Sammel- und Flickwerk! Ja, diese psychologischen Romane, wieviel Psychologie enthalten sie denn? Können sie mir sagen, was die Seele ist? Woher sie kommt, wohin sie geht? Oder wie sie hier geboren wird und sich frei macht oder aber sich verzehrt und stirbt? Wissen sie, welche Stoffe und Möglichkeiten sie birgt und wie man sie hygienisch pflegen muß, damit sie gesund bleibt? Nichts wissen sie. Sie sind dumm wie ein Knüppel in der Beziehung. Psychologische Romane! Ich will nichts davon hören!“

„Nun, dann irgend ein anderes Buch.“

„Zeigen Sie mir ein Buch, in dem ein kluges Wort steht, das nicht schon tausend Mal vorher gesagt worden!“

„Eine wissenschaftliche Arbeit also.“

„Würde ich klüger, wenn ich alle die dicken Folianten läse? Sie befassen sich mit eitel Kleinigkeiten und glauben, wer weiß wie weit gekommen

zu sein, obgleich sie sich nur im Kreise um die Wahrheit winden. Oder können sie mich etwa lehren, welchen Zweck dies Leben hat? Oder ob es überhaupt einen Zweck hat? Erreichen wir mit all' unserer Arbeit etwas Anderes als eine unermeßliche Leere? Beweist eines dieser Bücher, daß es sich lohnt, dieses Dasein zu leben? Daß es zu Glück und Vollkommenheit führt? Ja, vermögen sie mir überhaupt nur zu sagen, was Glück und Vollkommenheit ist? Sie zeigen uns einen Irrwisch und verlocken uns, ihm nach zu laufen, bis der betrogene Narr merkt, daß es ein Nichts ist. Nein, guter Freund, Alles ist eitel, Alles leer und eitel. Freude und Lust, Kummer und Sorge, alles Streben, alle Arbeit, Alles eitel und eitel!"

„Dann weiß ich Ihnen nichts mehr vorzuschlagen, als geistliche Bücher. Hier sind zum Beispiel einige neuere — Beck's christliche Reden?..."

„Nehmen Sie lieber die alten . . . Arndt oder Kempis, da findet man noch etwas drin. Keine modernen! Stagnation, Betäubung, Dummheit, weiter nichts."

Der Buchhändler lachte, er hatte nichts mehr anzubieten. — Herr Roller steckte seine Briefmarken ein und entfernte sich ohne Gruß.

Es regnete wieder, nasser Schnee und Regen

durch einander. Aber Herr Roller hatte noch keine Lust nach Hause zu gehen. Da er einmal ausgegangen war, so konnte er noch etwas weiter gehen. Vielleicht wurden seine steifen Glieder dann gelenkiger.

Er kam zum Eisenbahngebäude. Man grub dort einen tiefen Graben; er ging an dessen Rande entlang und schaute auf die Arbeiter hinab, die da unten Erde und Schlamm schaufelten. Sie sahen so seltsam klein aus in ihren grauen Lappen da unten zwischen den Erdwällen in Lehm und Schmutzwasser stehend bis über die halbe Wade.

Herr Roller blieb stehen und verfolgte eine Weile ihre Arbeit. „So leisten sie ihr ganzes Leben lang Sclavenarbeit für ein Stück Brod“, dachte er. „Wenn sie sich gleich aufhängten, würden sie mit weit weniger Arbeit davonkommen.“

Je länger er sie betrachtete, desto erbarmungswerther erschienen sie ihm. Viel unterschieden sie sich nicht vom Vieh, wenn man so von oben auf sie hinabsah. Er dachte, wie er selber sich jetzt wohl ausnehmen würde, wenn man ihn von oben aus den Wolken her betrachtete. Man würde kaum bemerken, daß er besser gekleidet war als die da unten. Vielleicht würde er auch ebenso Mitleiden erregen wie sie.

„Alle Menschen sind unglücklich“, dachte er. „Die sind unglücklich, die sich mit harter Arbeit um des Lebens Nothdurft plagen, doppelt unglücklich aber diejenigen, welche sich nicht um ihr Auskommen Sorgen zu machen brauchen.“

War es die Liebe, welche die Welt geschaffen? Hat die Liebe den Menschen zu solch’ einem elenden Leben berufen? Einem Leben voll unaufhörlicher Veränderungen, von unüberwindlichem Mangel und knechtischen Mühen. War es nicht eher der Haß, der die Welt und die Menschen geschaffen?

Um uns zum Narren zu haben, hat die Natur uns ihre beiden mächtigsten Triebe eingepflanzt, wodurch sie uns zu ihren Bundesgenossen gemacht hat, um des Lebens Mühsal zu verlängern, den Fortpflanzungstrieb und die Todesfurcht.

Ein Regenguß unterbrach Herrn Roller’s Gedankengang, er begab sich nach Hause.

Elin eilte ihm im Vorhaus entgegen.

„Endlich, Du abscheulicher Mensch! Wir haben über eine Stunde mit dem Essen auf Dich gewartet. Beeile Dich, beeile Dich!“

Roller ging ohne ein Wort zu Tisch.

„Ich bekomme Gäste heute“, sagte Elin.

„Das ist nichts Neues.“

„Aber rathe, wen?“

„Das werde ich ja wohl zeitig genug sehen.“

„Aina und Elvira und Betty und Emma und Hilma und — sie fallen mir nicht Alle ein. Hilma bringt Noten mit.“

„Es giebt also wohl Claviergeklimper den ganzen Abend.“

„Claviergeklimper! Wie Du Dich ausdrückst! Hilma spielt doch so gut. Wirklich ausgezeichnet. Besser als alle Anderen hier in der Stadt.“

„Meinetwegen; jedenfalls bleibe ich nicht zu Hause, um sie zu hören. Ich gehe lieber zur Kartenpartie zu Karsten's.“

„Geh' nur, geh', dann sind wir ungestört.“

Bei Karsten's war an dem Abende außer den gewöhnlichen Whistspielern ein alter Herr, der Roller als Oberst Olsoni vorgestellt wurde. Er saß mitten im Sopha Roller gegenüber und folgte dem Gang des Spieles oder versuchte es wenigstens zu thun.

Roller's Augen hoben sich immer wieder über die Karten hin zu ihm. Er wurde unaufmerksam und verlor schließlich ganz und gar den Faden des Spieles. Er sah nur das alte runzelige Gesicht vor sich, das vorstehende Kinn, die stumpfen, todten, gleichwie mit einem Häutchen überzogenen Augen, den offenen zahnlosen Mund, welchen die schlaffen

Kaumuskeln nicht geschlossen zu halten vermochten. Man mußte laut nnd deutlich mit ihm reden, wenn er auch nur annähernd verstehen sollte, wovon die Rede war. Gleichwohl häufte er zum Thee Massen von Backwerk vor sich auf und es war widerlich anzusehen, wie gierig er sie im schlaffen Munde verschwinden ließ.

„Da habe ich meine nächste Zukunftsperspective“, dachte Roller.

Er rechnete nach, vieviel Jahre er wohl vor sich hatte, bevor er solch eine Ruine würde. Fünfzehn oder zwanzig höchstens und dann würde sein Leben ja eigentlich nur ein allmähliches, aber fortschreitendes Verlöschen sein. Die Natur würde von Jahr zu Jahr ihre früheren Gaben zurücknehmen, ja nicht allein das, was sie gegeben, sondern auch was man sich selbst erworben, Kenntnisse, Talente und alles Können.

Er spielte immer unaufmerksamer, ärgerte sich über sich selbst und braute sich ein Glas Punsch, stärker als das erste. Aber davon wurde sein Kopf nur schwerer. Die Karten fingen an ihm unangenehm zu werden, so daß er schließlich mitten im Spiele aufstand, ein Unwohlsein vorschützte und nach Hause ging.

Draußen war es dunkel wie im Sack, man sah

kaum die Hand vor den Augen. Während er so im Finstern tappte, hatte er das Gefühl, als ob etwas in ihm herabgefallen sei und immer tiefer niedersänke. Es begann vom Kopfe und hatte schon das Herz erreicht. Da drängte es und drückte und rief ein Gefühl von Lähmung und Angst hervor. Sein ganzes Wesen fühlte er schwer und leblos wie Stein.

Zu Hause waren die Gäste noch da. Helles Licht leuchtete durch die Fenster in die Nacht hinaus und vom Saale her hörte man Musik, Lachen und heiteres Schwatzen. Roller ging leise durch das Vorzimmer direct in sein Gemach, entkleidete sich und legte sich zu Bett. Er wollte im Schlafe Alles vergessen.

Im Saale nebenbei aber erreichte die Lustigkeit ihren Höhepunkt. Roller glaubte in seinem ganzen Leben keinen solchen Rumor gehört zu haben. Dabei trommelten sie ununterbrochen auf dem Clavier.

Roller haßte einen Augenblick diese Frauen, daß er sie hätte prügeln mögen. Er biß die Zähne zusammen, setzte sich im Bett auf und drohte mit beiden Fäusten gegen den Saal hin.

Das Gelächter hörte nicht auf, es nahm eher zu, wie zum Hohn.

Er ergriff einen Stiefel und schleuderte ihn mit

aller Kraft gegen die Thür, so daß es krachte. Man hörte einen Aufschrei im Saale, dann wurde Alles still. Einige Minuten lang hörte man kaum ein halberstickte Flüstern.

Roller streckte sich wieder aus und zog die Decke über die Ohren.

Da entstand abermals Bewegung draußen und man flüsterte leise, allmählich wurden die Stimmen lauter und man konnte einzelne Worte unterscheiden.

„Es spukt — hu! — wir gehen nicht dorthin — nicht dorthin — Licht — Laternen — Waffen — hu, wie ich mich fürchte — Waffen — zusammen — Alle auf einmal!“

Die Doppelthür flog auf, ein lautes Feldgeschrei vor Angst ertönte, und neun oder zehn Frauen standen auf der Schwelle mit weit geöffnetem Munde, alle mit Leuchtern oder Feuerzangen bewaffnet.

Roller warf die Decke ab und fluchte.

Da entstand zunächst ein großes Erstaunen im Haufen.

„Jesus — Gott — der Herr behüte uns — ich falle in Ohnmacht! Fort, fort!“

Die Thüren wurden wieder zugeschlagen und alle Damen warfen sich über Sophas, Lehnstühle, Couchetten und Tische und lachten, so daß es durch's

ganze Haus schallte: „Ha, ha, ha, ha — ho, ho, ho, ho — hi, hi, hi, hi — he, he, he, he.“

Roller faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, eilte zu seinem Schreibtisch und nahm aus einer Schublade etwas hervor.

„Der Tisch ist servirt“, hörte man gleichzeitig eine Stimme draußen und der lachende Haufe verzog sich in den Speisesaal, so daß der Lärm etwas schwächer wurde.

„Wie ich erschrak! Ha, ha, ha!“

„Aber ich erst! Hi, hi, hi!“

„Ein solcher Bär!“

„Und wir hielten ihn für den Teufel in eigener Person.“

„Pfui, Emma — wie kannst Du ihn nur beim Namen nennen. — Denk, wenn er sich plötzlich dort am Fenster zeigte.“

„Hu — hu — hu!“

„Daß Ihr nur so entsetzlich reden könnt! Ich kann die ganze Nacht nicht schlafen.“

„Ich auch nicht!“

„Ich auch nicht!“

„Ach wie das schön ist! Koste doch dies Gelée! Elin, dürfen wir alles aufessen?“

„Alles, Alles!“

„Geh, Hilma, Du läßt uns ja nichts übrig!“

„Ha, ha, ha, ha!“

„Hi, hi, hi, hi!“

Die Uhr war über Zwei, als sie Abschied nahmen. Im Vorzimmer fiel ihnen beim Anblick der Thür von Herrn Roller's Zimmer der Spuk von vorhin wieder ein, und da mußten sie Alle wieder in Lachen ausbrechen, sie mochten wollen oder nicht.

„Still, still, er erwacht!“

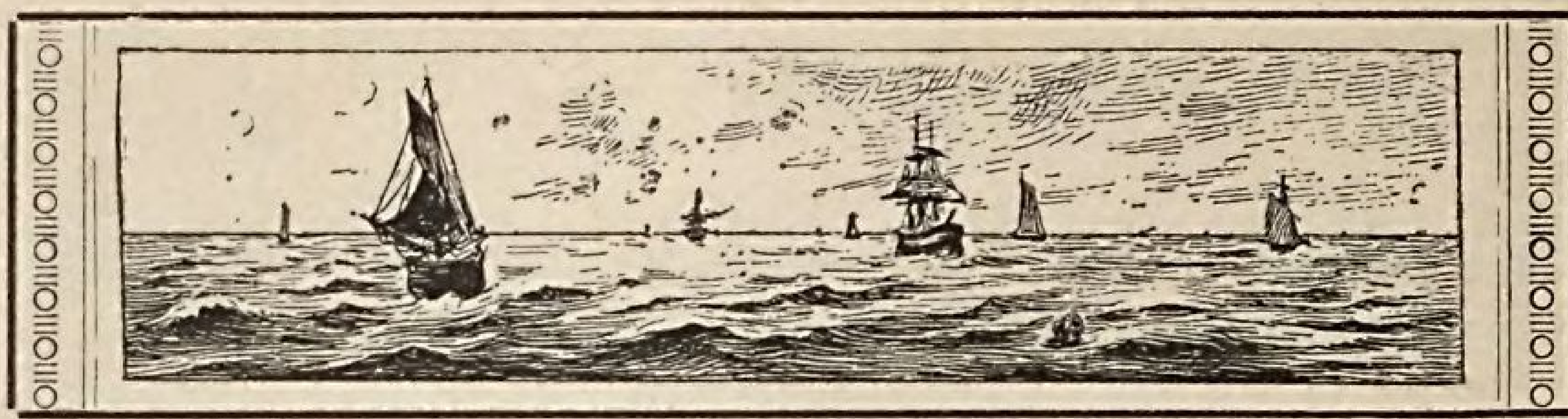
„Er wird Dich unsertwegen schelten, Elin.“

„Tsi . . . tschiihiih — tschihihihi — hihi!“

„Lacht nicht, er wird wieder fluchen!“

Herr Roller aber fluchte nicht, er schalt nicht und erwachte nicht. Es war finster und still in seinem Zimmer. Als das Licht des neuen Tages eindrang, erweckte es kein Leben mehr im schon erkalteten Körper, der auf dem Bette lag.

Geronnenes Blut befleckte die weißen Laken. Der Revolver war auf den Teppich niedergefallen und lag gerade neben der schönsten Rose.



X.

Finnische Auswanderergeschichten.

Von Kouni Ziliakus.

Aus dem Schwedischen von Anna Buch.

1. Antti Ulukka.

Er war, Alles in Allem genommen, der beste Arbeiter im ganzen Lager, durchaus nicht der flinkeste, wohl aber der, welcher auf die Dauer am meisten zu Stande brachte. Es sah nicht sehr bedeutend aus, wenn er so bedächtig die Hacke oder den Spaten handhabte, dafür ruhte er aber auch nie eine Minute. Von dem Augenblicke an, wo die Pfeife des Aufsehers ertönte, zum Zeichen, daß die Arbeitsstunde geschlagen hatte, bis das Horn die Mittagsstunde verkündete, war er nichts als eine Arbeitsmaschine, die gleichmäßig ohne Aufenthalt fortarbeitet.

Dabei nie eine Zeitverschwendung durch unnöthiges Geschwätz. Es gingen wohl auch sonst nicht viele Worte über seine Lippen, auch wenn er

nichts zu thun hatte, während der Arbeit öffnete er den Mund aber überhaupt nur, um den Rauch seiner Pfeife fortzublasen, die unveränderlich stets im linken Mundwinkel hing.

Zu Hause war er in Kuusamo, wo er einen kleinen Bauernhof besaß, den er mit Schulden belastet und vier jüngeren Geschwistern als Theilhabern von seinem Vater geerbt hatte. Viele Jahre hatte er dort mit Frost, Mißernte und Hypothekenzinsen gekämpft, sich inzwischen verheirathet und es, als noch einige Mäuler dazu kamen, immer schwerer gefunden, all das in Uebereinstimmung zu bringen.

Da hatte er einen großen Entschluß gefaßt. Auch er wollte in die Welt hinaus, in das Goldland jenseits des Ozeans, von dem er bei den Kirchenbesuchen und seinen seltenen Stadtfahrten so viel hatte erzählen hören. Die Frau und der beinahe erwachsene Bruder konnten unterdessen das Gehöft verwalten; so viel würde er immerhin zusammen verdienen, um die Abgaben und Zinsen zu bezahlen.

Damit reiste er, zuerst nach Uleaborg, wo er sein Pferd verkaufte, um Reisegeld zu bekommen, dann nach Wasa, wo er ein Billet nach New-York kaufte und weiter den gewöhnlichen Weg über Schweden und England.

In New-York hatte er sich gleich nach Costa-

Rica verdungen und dort hatte er jetzt etwas über zwei Jahre gearbeitet, ordentlich gespart und runde sechshundert Dollar nach Hause geschickt. Damit mußte nun seiner Rechnung nach das Gehöft schuldenfrei sein, er beabsichtigte aber noch so lange zu bleiben, bis er sich ein kleines Extracapital zusammengespart, das wohl nöthig sein würde, um Alles wieder in Stand zu setzen.

Keineswegs auf einmal hatte er mir dieses Alles mitgetheilt, dazu war er viel zu wortkarg und unzugänglich, aber allmählich, nachdem es mir gelungen, sein Vertrauen zu erwerben, vermochte ich das Eine nach dem Anderen aus ihm herauszulocken.

Mir hatte er vom ersten Augenblick an, wo ich seine stille, unverdrossene, ehrliche Arbeit sah, die lebhaftesten Sympathien eingeflößt. Es lag etwas so echt Nordisches, Männliches, Ganzes in der gewaltigen, über sechs Fuß hohen Gestalt mit den breiten Achseln und dem gutmüthigen Gesicht mit seinen schwermüthigen hellgrauen Augen, daß er nicht verfehlen konnte, Eindruck zu machen neben all dem Gesindel, das sich sonst im Lager befand.

Beliebt war er bei Allen und zugleich respectirt, seitdem es sich einige Mal gezeigt hatte, daß seine Gutmüthigkeit durchaus nicht von Feigheit oder Schwäche herrührte. So lange man ihn in Frieden ließ, that er keinem Wurme etwas zu Leide, sondern

nahm die Scherze der Anderen mit überlegener Ruhe hin und mischte sich nie in Dinge, die ihn nichts angingen — mit einem Wort, der gutmüthigste Riese, den Finnlands Wälder je auferzogen.

Ein einziges Mal sah ich ihn aufbrausen, obgleich die Sache ihn damals wirklich nichts anging.

Der Schlächter des Lagers und seine Gehilfen hatten einen Stier von der Weide eingefangen, da unser Fleischvorrath frei umherstreifen durfte, bis ein Theil davon nöthig war. Der Schlächter war zu Pferde und hatte seinen Lasso um die Hörner des Thieres geschlungen, ebenso seine Gehilfen, die hinterher gingen und zu verhindern hatten, daß das halbwilde Thier sich auf den Reiter stürzte.

Der Zug war in schönster Ordnung bis in die Nähe der Lagerbaracken vorgerückt, als der Stier beschloß, stehen zu bleiben. Nichts half, weder Schimpfworte, Steinwürfe noch Stockschläge, als die Gehilfen sich schließlich so nahe heranwagten, um ihre Knüttel zu gebrauchen.

Der Schlächter selbst ritt ein Mal nach dem anderen zurück, um das Pferd einen Anlauf nehmen zu lassen und flog dann in vollem Galopp vorwärts so weit der Strick reichte, der Stier schüttelte nur den Kopf und rührte sich nicht einen Schritt. Die beiden halbwilden Hunde, welche ihren Herrn stets

begleiteten, um beim Einfangen der Stiere behilflich zu sein, bellten und bissen das arme Thier, wo sie nur konnten, so daß das Blut an seinem Körper herabfloß, aber auch das half nichts.

Schließlich zog einer der Gehilfen sein Machete (Hau- oder Faschinenmesser) und stach das Thier damit in's Bein; es sah abscheulich aus, aber der Stier gab nur ein dumpfes Brüllen von sich und rührte sich nicht.

Ich hatte schon einmal den Kerlen zugerufen, sie sollten den Strick um einen Baum schlingen und das Thier für einige Zeit in Frieden lassen, sie waren aber viel zu erhitzt, um zu gehorchen.

Als auch die Machetestöße nicht halfen, wurde der Halbindianer, der im Lager als Schlächter diente, so rasend, daß er seinerseits das Machete zog, zum Stier heranritt und mit einem Schlage den Schwanz vom Körper trennte.

Ich stürmte hinaus, um — ja ich weiß selbst nicht, was ich sagen oder thun wollte, als ich Antti Ulukka, der am Bache gleich nebenan mit Wäsche beschäftigt war, aufspringen sah. Er hatte einen Stein in der Hand, so groß wie ein Kindskopf, sprang mit einigen langen Sätzen zum Stier hin und streckte ihn mit einem einzigen Schlage gegen die Stirn zu Boden.

„Jetzt könnt Ihr ihn selber forttragen, wenn Ihr Lust habt, Ihr Hunde“, sagte er auf finnisch zum Schlächter und seinen Gehilfen, „aber quälen könnt Ihr ihn nicht mehr.“ — Damit ging er wieder an seine Wäsche.

Die Männer waren wüthend, denn jetzt mußten sie das Schlachten schon beendigen, wo sie waren, und Alles selber forttragen, aber sie hielten es doch nicht für rathsam, Antti näher zu treten. Er erschien ihnen offenbar allzu harthändig.

Sonst war es sehr schwer, ihn zu irgend einer Kraftprobe zu vermögen. Er mußte dann bei besonders guter Laune sein oder gute Ursache dazu haben. Diese bekam er eines Tages ungesucht auf dem Arbeitsplatze.

Es war gerade zur heißesten Mittagszeit, und die Leute hatten seit dem frühen Morgen tüchtig gearbeitet, so daß ich mir erlaubte durch die Finger zu sehen, wenn Einer oder der Andere stehen blieb, sich den Schweiß von der Stirn trocknete und häufiger sich durch einen Schluck Wasser erfrischte, als es streng genommen nothwendig war.

Der Einzige, der nicht im Mindesten langsamer arbeitete als gewöhnlich, war Antti Ulukka. Auf dieselbe gleichmäßige, abgemessene Weise wie immer schaufelte er seinen Schubkarren voll und schob ihn

zum Abhang, wo die Erde hinabgeworfen wurde. Aber die Pfeife hatte er ausgehen lassen. Sie hing wohl an ihrer gewöhnlichen Stelle, aber brannte nicht, und das war ein sicheres Zeichen, daß die Laune ihres Besitzers nicht die allerbeste war.

Da kam der Unternehmer während seiner gewöhnlichen Inspectionsrunde auch zu unserem Arbeitsplatze und blieb einen Augenblick stehen, um zu sehen, wie die Arbeit fortschritt.

Die anderen Arbeiter geriethen auf einmal in großen Eifer, nur Antti blieb bei seiner gewöhnlichen Art. Er hatte ja vorher nicht langsamer gearbeitet und sah daher keinen Grund, sich jetzt zu beeilen. — „Weshalb ladet der Kerl nicht mehr auf seinen Schubkarren?“ sagte der Unternehmer zu mir. „Er sieht doch ganz darnach aus, mehr leisten zu können.“

Ich übersetzte die Frage Antti, der nicht ein Wort darauf erwiderte. Er ließ seinen gefüllten Schubkarren einen Augenblick stehen, ging auf einen eben ausgegrabenen großen Stein zu, trug ihn mit der größten Leichtigkeit zum Karren und legte ihn oben drauf.

Der Schubkarren war, wie gesagt, beinahe voll, und der Stein, der jetzt dazu kam, eine hinreichende Last für drei gewöhnliche Menschen. Die Folge war auch, als Antti, scheinbar ohne jegliche An-

strengung, den Karren hob, daß beide Gabeldeichseln durchbrachen.

„Deshalb lege ich nicht mehr auf", sagte er. Der Unternehmer stieß ein paar grimmige Flüche aus über den Lieferanten der Schubkarren, sagte aber weiter nichts.

Ganz vertraute Freunde wurden Antti und ich jedoch erst, nachdem ich einmal einige Zeilen für ihn an das Comptoir in New-York geschrieben hatte, das seine Geldsendungen vermittelte. Ja, er ging so weit, daß er mich eines Tages fragte, ob ich die Freundlichkeit haben wollte, seiner Frau zu schreiben — in seinem Namen natürlich.

Sie hatte lange Zeit keinen Brief erhalten, da es ihm nicht recht angenehm war, einen von den Kameraden schreiben zu lassen, und seine eigenen Finger waren schon zu steif, um solche Künste zu lernen. Sie wußten zu Hause ja wohl, daß er lebte und daß es ihm gut ginge, so lange er ihnen Geld schickte, aber es wäre ihm doch sehr lieb, einmal etwas genauere Nachrichten zu senden.

Ich war natürlich gern bereit und machte mich gleich an's Werk. Vergebliche Mühe war es jedoch, etwas von seinen eigenen Gedanken und Gefühlen aus Antti herauszulocken. Er lachte nur über das ganze Gesicht und meinte, ich wüßte schon, was zu

schreiben sei, so daß ich ausschließlich auf meine eigene Erfindungsgabe angewiesen war.

Jedenfalls wurde es ein sehr schöner Brief, voll von zärtlicher Sehnsucht und treuem Gedenken u. s. w., Alles wahrscheinlich von viel höherer Temperatur als Antti je empfunden. Er war auch so zufrieden, daß er sogar den Versuch zu einer Verbeugung machte, als er sich für das Schreiben bedankte.

Einige Monate später kam die Antwort und enthielt einen ordentlichen Knalleffekt. Ob es nun die Wärme war, die ich Antti empfinden ließ, oder seine verkündete baldige Ankunft, was seine Gattin so gerührt und dazu gebracht hatte, schon jetzt Farbe zu bekennen, kann ich nicht entscheiden. Genug, nachdem sie mir erst geschmeichelt hatte mit dem Dank für Antti's Brief „mit den vielen schönen Worten“, dann ausführliche Mittheilungen über den Stand der Aecker, die Witterung, den Gesundheitszustand der Kühe u. s. w. gemacht hatte, ging sie auf eine sehr unangenehme Begebenheit über, die sie jetzt mitzutheilen habe und für die sie demüthigst um Vergebung bitten müsse. Es sei ja das erste Mal, daß so etwas geschehen sei, und deshalb solle Antti nicht böse sein, sie bereue schon so bitter u. s. w.

Ich las den Brief meinem Freunde laut vor, der Anfangs ganz vergnügt über alle guten Nach-

richten schmunzelte, aber immer verwunderter aussah, je länger die Präludien und Bitten um Vergebung reichten.

So kam der Knalleffect: die Familie hatte sich seit einiger Zeit um einen Sohn vermehrt!

Antti's Pfeife fiel aus dem Munde — wahrscheinlich das erste Mal in seinem Leben, aber er sagte nichts als: „Nein, der Teufel!"

Ich wußte nicht recht, welche Miene ich zur Sache machen sollte, hielt es aber doch für meine Pflicht, einige Trostgründe hervorzusuchen, die Antti mit großer Andacht anzuhören schien.

Aber als ich schloß, sah er mich nur starr an und sagte noch einmal: „Nein, der Teufel!"

Dann stand er auf und ging, Pfeife und Brief in meiner Obhut zurücklassend.

An dem Abende lag Antti betrunken außerhalb des Lagers, tödtlich betrunken sogar — zum ersten Mal in zwei und einem halben Jahre.

Er war direct zur Commissariatsbude gegangen, hatte eine Flasche „Cognac" gekauft und sich auf einen Stein vor der Schlafbaracke zum Trinken niedergelassen. Dort hatte er gesessen, bis die Flasche leer war, worauf er vom Steine heruntergerutscht und eingeschlafen war, wo er lag, Alles ohne ein Wort zu einem Menschen zu sprechen.

Das hatte der Aerger und die Betrübniß gethan.

Am folgenden Morgen kam er zu mir, noch ehe zur Arbeit geblasen war, in seinen besten Kleidern, gewaschen und gekämmt und ohne weitere Spuren des gestrigen Kummers als einen resoluten Zug um Mund und Augen.

„Er wünsche Abrechnung zu halten“, sagte er, „denn er müsse jetzt nach Hause. Es scheine nicht zu taugen, allzu lange fort zu sein.“

Er sah mir beinahe so aus, als ob er ein Unglück anrichten könnte, so daß ich ihn fragte, was er weiter zu thun gedächte; was er mit seiner Frau und dem neuen Familiengliede vorhätte.

Er sah mich etwas erstaunt an und sagte, daß das arme Würmchen ja nicht Schuld am Unglück habe, mit ihm müsse es also schon so bleiben, wie es war; „aber“, setzte er hinzu, „meine Frau soll Prügel haben.“

Das klang ja ganz beruhigend. Ich rief eine Spur von Lächeln auf seinem Gesicht hervor durch Wiedergabe seiner Pfeife, die unverzüglich an ihren alten Platz gebracht wurde, und schrieb ihm seine Abrechnung.

Er murmelte etwas wie Dank für meine Freundlichkeit, reichte mir die Hand und ging. Aber

in der Thür wandte er sich noch einmal um und sagte mit einem bekräftigenden Kopfnicken: „Ja, Prügel soll sie haben."

Eine halbe Stunde später sah ich ihn, die Decke und seine Arbeitskleider in einem Bündel unter dem Arme, mit langen gleichmäßigen Schritten auf dem Wege nach San José dahinwandern. Es schien mir, als ob etwas von einem klaren, bestimmten Vorsatz in seinen energischen Fußstapfen und den taktmäßigen Zügen läge, die er aus seiner wohlgestopften Pfeife sog und nach jedem zweiten Schritt in die frische Morgenluft hinausblies. In einigen Minuten verschwand er hinter dem ersten Waldesdickicht auf seinem Heimwege nach Kuusamo und seitdem habe ich Antti Ulukka nicht wiedergesehen. Kenne ich ihn aber recht, so bekam seine Frau wirklich Prügel — und die hat sie, genau genommen, ehrlich verdient.

---

2. Wie Pekka Vergebung für's Pferd erhielt.

Die Lage war betrübend, das sahen Beide klar und deutlich ein, Matti Ilola und Pekka Tarvanen, als sie so Jeder auf seinem Sack mit Reisegepäck mitten in der Sonnengluth vor der Eisenbahnstation saßen. Sie waren vor ungefähr einer Stunde mit

dem Zuge von Osten dort angelangt, und da hatte der Conducteur ohne weitere Umstände die Säcke hinausgeworfen und ihnen mit einer Menge Worten, von denen sie nicht eines begriffen, und einigen wenigen Geberden, die sie um so besser verstanden, angedeutet, sie möchten ihrem Reisegepäck Gesellschaft leisten. Das hatten sie auch gethan, aber wie sie sich nun weiter helfen sollten, wußten sie nicht, denn von der Station führte weder Weg noch Steg über die graugelbe sonnenverbrannte Ebene, und der Stationsbeamte hatte sie nur angestarrt, als sie ihn in reinem und deutlichem Finnisch gefragt hatten, was dies Alles eigentlich zu bedeuten habe.

Daß etwas mit den Billeten in Unordnung war, konnten sie begreifen, aber was es war, konnte Keiner von Beiden ergründen, trotzdem sie jetzt eine Stunde lang darüber nachgedacht hatten, so daß ihnen der Schweiß von der Stirn rann. Sie wußten nur, daß es höchst betrübend aussah.

Die Billete hatte ihnen Isokylä Antti geschickt, der schon mehrere Jahre in Amerika war nnd die Sache doch kennen mußte. Bis zum Einbruch der Dunkelheit am Abend vorher hatten sie die Namen der Stationen verfolgt, von denen die eine oder andere auch auf den Billeten verzeichnet war, es war also klar, das sie erst in der Nacht auf Abwege

gerathen waren. Aber die Billete hatte der Conducteur behalten, so daß sie jetzt keine andere Richtschnur hatten, als Antti's Brief, den Matti als der Ältere und Verständigere in Verwahrung hatte.

Matti und Pekka waren Brüder und hießen eigentlich beide Tarvanen, aber Matti hatte nach finnischem Brauch den Namen seines Hofes angenommen, als er vor einigen Jahren so leichtsinnig gewesen war, sich ein Weib und Landstück zugleich auf den Hals zu laden, während Pekka als unansässig noch unter dem gemeinschaftlichen Familiennamen ging.

Mit dem Gehöft war es Anfangs gut gegangen, aber bald kam ein kleiner Matti zur Welt, und seine Mama stand zu früh auf und wurde krank, so daß sie nicht Haushalt und Vieh besorgen konnte. Die Folge davon war, daß Matti selbst zu Hause bleiben mußte, anstatt mit Balkenfuhren Geld zu verdienen wie früher. Freilich vertraute er das Pferd Pekka an, aber das war natürlich nicht dasselbe — „Jungen sind immer Jungen", pflegte Matti zu sagen. Und Pekka war den Jahren nach ja noch ein Junge, trotzdem er Matti gut um Kopfeslänge überragte und trotz seiner siebzehn Jahre kräftig und stark war wie ein erwachsener Mann. Vielleicht wäre doch noch Alles gegangen, wenn es bei dem einen Unglück mit

dem Weibe geblieben wäre, aber bekanntlich kommt ein Unglück nie allein. So geschah es, daß Pekka eines schönen Tages bei den schlechtesten Wegen nach Hause kam mit dem Felle des Pferdes auf dem Balkenschlitten, den er selbst zog. Das Thier hatte das Bein gebrochen und getödtet werden müssen.

Wie es eigentlich dazu gekommen, wurde niemals recht ergründet, denn in der ersten Hitze hatte Matti hingeworfen, es geschähe ihm ganz recht, weshalb vertraute er das Pferd einem Gelbschnabel an, der noch nicht trocken hinter den Ohren sei — und seitdem hatte Niemand Pekka vermocht, ein Wort über die Sache zu äußern. Sobald nur das Wort Pferd genannt wurde, kniff er die Lippen zusammen, daß sie wie ein gerader Strich aussahen und die hellgrauen Augen bekamen einen Ausdruck, der gerade Niemanden aufmunterte, mit dem Thema fortzufahren. Aber daß er sich gewissermaßen die Schuld am Unglück zumaß, konnte man verstehen, als der Schnee schmolz und er anfing den Acker mit Hacke und Spaten zur Frühjahrssaat vorzubereiten, ohne daß Jemand daran gedacht hätte, ihn zu so etwas aufzufordern.

Da kam Isokylä Antti's Brief. Er war ein Vetter der Brüder Tarvanen und hatte, anstatt sein Soldatenloos zu ziehen, geschworen, daß kein Cor=

poral oder anderer Schlucker, der in Kronskleidern ginge, ihn jemals cujoniren solle, und war nach Amerika ausgerissen. Dort war es ihm gut gegangen und deshalb schickte er jetzt zwei Billets zur Reise von Wasa bis zu den Kohlengruben in Montana, wo er arbeitete, und wo auch Matti nach seiner Versicherung seine zwei Dollar am Tage und mehr verdienen könnte. „Den Jungen kannst Du ja mitnehmen", schloß der Brief, „er kann ja hier ebenso zum Manne heranwachsen wie zu Hause."

Pekka saß und betrachtete mit einer Art Lächeln seine schwieligen Hände und kräftigen Gliedmaßen, während Matti die letzten Worte durchbuchstabirte, aber er wurde wieder ernst, als der ältere Bruder seine Faust langsam aber sehr nachdrücklich auf den Tisch placirte und sagte: „Das thue ich!"

Dann wandte er sich zu Pekka, sah ihn nachdenklich an und sagte mit besonderem Nachdruck: „Was Dich betrifft, so weiß ich wirklich nicht recht, was ich thun soll. Arbeiten kannst Du schon, aber ob Du auch Verstand genug für eine so weite Reise hast, weiß ich nicht. So wie Du Dich betragen haben mußt, daß das Pferd sein Bein brach, bin ich nicht sicher, ob man sich auf Dich verlassen kann."

Pekka wurde roth bis in die Stirn und kniff den Mund härter als je zusammen, während er dem

Bruder fest in die Augen sah, er antwortete aber nichts, bevor jener hinzufügte: „Aber wenn Du versprichst, genau zu thun, was ich sage, auf der Reise und später in Amerika, so denke ich, Du kannst mitkommen."

Da sagte Pekka bestimmt: „Ja, das thue ich." So wurde nicht weiter darüber gesprochen, und sobald Matti sein Gehöft verpachtet hatte und die nothdürftige Ausrüstung in Ordnung war, machten sie sich auf den Weg.

Bis New-York war es leicht, sich zurecht zu finden, da sie immer Jemand trafen, der finnisch konnte, auch auf der Eisenbahn ging es Anfangs gut, da sie in Gesellschaft von Landsleuten reisten, die nach Michigan fuhren. Aber je weiter sie nach Westen kamen, desto schlimmer wurde es, und da saßen sie nun in Montana selbst, d. h. nach ihrer Ansicht ganz in der Nähe von Isokylä Antti und der Kohlengrube, ohne zu wissen, wie sie dahin gelangen sollten. Das war der betrübende Umstand.

Matti zog den Brief hervor, um noch einmal den Namen der Grubenstadt zu studiren. Nachdem er eine Weile darauf gesehen hatte, stand er auf und ging zum Stationsbeamten, der in der offenen Thür stand und seinen Tabak kaute, ab und zu auf die beiden sonderbaren Figuren schielend, die mitten in

der Sonnengluth saßen, ohne auch nur mit einander zu reden.

„Tirlots“, sagte Matti und zeigte auf eine Zeile im Briefe.

Der Stationsbeamte sah erst auf Matti, dann auf den Brief. — „Was zum Teufel sagt Ihr?“ fragte er dann mit souveräner amerikanischer Ueberlegenheit. „Sprecht irgend eine christliche Sprache, wenn Ihr wollt, daß man Euch verstehe.“ Damit wandte er sich um, erblickte aber in demselben Augenblicke eine große Fliege, die sich gerade zwischen Pekka's Füßen niedergelassen hatte. Er nahm sie sorgfältig auf's Korn, zog die Lippen zusammen und sandte einen langen braunen Strahl dahin, so daß das arme Geschöpf beinahe ertränkt wurde, ganz und gar verwirrt war und auf den Rücken fiel.

Matti ging auf seinen Platz zurück und seufzte bekümmert: „Der Kerl versteht nichts.“

„Er ist ein Schafskopf“, behauptete Pekka, die Augen auf die braune Pfütze zwischen seinen Füßen gerichtet, wo die Fliege ohnmächtige Versuche machte, wieder auf die Beine zu kommen.

Matti war augenscheinlich derselben Ansicht und äußerte daher nichts, sondern las den theuren Brief, den er beinahe auswendig kannte, nochmals durch.

„Hier steht, daß Tirlots im südlichen Montana liegt“, sagte er nach einer Weile zu Pekka.

„Ja“, antwortete dieser, es als eine Aufforderung ansehend, auch seine Meinung zu äußern. „Und da es eine Grube ist, so muß sie wohl in den Bergen dort sein“, fügte er hinzu, mit einer langsamen Handbewegung nach Süden deutend, wo sich eine Bergkette hinzuziehen schien, so weit entfernt, daß ihre bläulichen Conturen fast mit dem Sonnenrauch verschmolzen.

„Das ist aber sehr weit dorthin“, wandte Matti ein, der die Absicht sehr gut begriff, den Rath aber nicht übereilt annehmen wollte, damit die Jugend sich nicht allzu klug dünken sollte. Aber er zog auf alle Fälle den Tabaksbeutel hervor und begann sich eine neue Pfeife zu stopfen, ein Zeichen, daß ihm besser zu Muthe war.

„Mag sein“, antwortete Pekka keck, „aber wenn wir bis zu den Bergen wandern und diese dann nach Osten verfolgen, so müssen wir schließlich an einen Ort gelangen, wo wir erfahren, wo Tirlots ist.“

„Weshalb nach Osten?“

„Weil wir sicher vorbeigefahren sind. Der Conducteur hätte uns nicht hier gelassen, wenn nicht die Billets abgelaufen wären, und Antti schickte doch Billets bis dorthin.“

Matti that einen tiefen Zug aus der Pfeife, blies den Rauch fort und betrachtete Pekka mit einem Blick des höchsten Erstaunens, mit einer kleinen Spur von Achtung gemischt; und nachdem er sich überzeugt, daß der Bruder, trotz des Geistesblitzes, bei ganz normaler Verfassung war, stand er auf, warf den Sack über die Schulter und sagte: „Gehen wir!" und machte sich auf den Weg, ohne einen Blick auf den Stationsbeamten zu werfen, der immer noch in der Thür stand. Pekka folgte seinem Beispiel, aber während er den Sack über die Schultern warf, schien ihm etwas einzufallen. Er richtete sich auf, sah scharf auf den Stationsbeamten, hustete und spie aus, ein bis zwei Zoll vor dessen Füße, wandte sich um und ging.

Der Mann fuhr zusammen und machte Miene Pekka aufzuhalten, aber ein Blick auf dessen ungewöhnlich breiten Rücken bewog ihn, seine Gedanken zu ändern, so daß er sich damit begnügte, etwas über „unverschämte Ausländer" zu murmeln, als er in's Haus trat.

Gleich auf der anderen Seite der Eisenbahnschienen begann die Prairie, welche von der Station aus so gleichmäßig und eben aussah, wie sie in der Sonnengluth dalag, die so heiß brannte, daß die Luft über dem braungebrannten Grase vibrirte.

Sie war aber bei Weitem nicht so eben, besonders wenn man geradeaus ging, ohne einem Wege zu folgen. Es wurde ein sehr warmer Spaziergang, hauptsächlich für Matti, der einen schwereren Sack zu tragen hatte und außerdem bedeutend kürzere Beine hatte. Er sagte aber nichts, sondern hielt gleichen Schritt mit Pekka, der es gar nicht zu merken schien, daß der Boden bisweilen recht locker war und die Büsche sich um seine Füße wickelten. Er strebte nur vorwärts mit langen, maschinenmäßig gleichen Schritten, die Augen immer auf die weit entfernten Berge gerichtet und den Mund fest zusammengepreßt, als ob er beschlossen hätte, dorthin zu gelangen oder auf dem Wege liegen zu bleiben.

Die Sonne hatte fast senkrecht über ihren Häuptern gestanden, als sie sich auf den Weg machten, sie war tief herabgesunken, als sie so weit gelangt waren, daß die Einzelheiten der Bergkette deutlich zu werden anfingen, und je mehr sie davon unterscheiden konnten, desto mehr sank Matti's Muth.

Es war durchaus kein gleichmäßiger langer Wall, wie er sich vorgestellt hatte, sondern ein fürchterliches Gewirr von Vorsprüngen, Höhen, Thälern, Klippen und Bergen, wo man unmöglich in einer bestimmten Richtung vorwärts wandern konnte, besonders wenn es anfing Nacht zu werden.

Schließlich kamen sie am Fuße der ersten hohen Hügel an einen kleinen Bach, der ihren Weg kreuzte; hier blieb Matti stehen und legte den Sack weg.

„Das geht hier zum Teufel“, sagte er verdrießlich. „Kommen wir hier in die Berge, so finden wir uns nie mehr heraus, wenn es erst dunkel geworden ist. Ich gehe heute nicht weiter.“

Pekka schleuderte seinen Sack ziemlich unsanft zur Seite und nahm einen langen Schluck Wasser aus dem Bache, worauf er sichtbar erfrischt seine Pfeife zu stopfen begann, Alles ohne ein Wort zu sagen.

Matti erquickte gleichfalls seinen Gaumen und streckte sich sodann, Nacken und Rücken an den Sack gestützt, auf den Boden aus. Aber er fühlte sich nicht für Tabak aufgelegt. Er war ja doch jedenfalls der Aeltere, und hätte daher mehr Verstand haben sollen und sich nicht von einem Jungen in die Wildniß locken lassen. Wenn sie statt dessen der Eisenbahn gefolgt wären, dachte er, hätten sie doch schließlich zu einem Dorfe oder einer Stadt kommen müssen, obgleich es freilich in diesem Lande entsetzlich weit von einer Stadt zur anderen war.

Während er so grübelte, sank die Sonne immer mehr und wurde immer röther, was in Amerika wohl ebenso wie anderswo das Herannahen der

Nacht bedeutet. Es fing an, immer betrübender auszusehen, und Matti seufzte so schwer, daß es beinahe wiederhallte, aber Pekka bekümmerte das nicht im Mindesten. Er rauchte fort und sah aus, als ob ihm die Lage durchaus nicht hoffnungslos erschiene.

Jetzt sandte die Sonne ihre letzten Strahlen über die Prairie und die braungelben Hügel, ihnen einen lebenden warmen Farbenton verleihend, und über die grauen Bergwände, daß sie in Rosenroth schimmerten, und zuletzt über die hohen schneebedeckten Gipfel weit drüben und ließ sie in Orange und Blutroth erglühen, bis sie aussahen, als ob sie in Flammen ständen. Und einen Augenblick später sank die große glühende Kugel unter den Horizont, und die Schatten begannen längs der Hügel und an den Bergen hinaufzukriechen, immer höher und höher, bis sie die Schneegipfel erreichten und das leuchtende Licht verlöschten, so daß der Schnee auf einmal weißgrau wurde, von so leichenartiger, kalter Farbe, daß man beim Anblick derselben von Frost durchschauert wurde.

Unten am Bache war es auch dunkel geworden. Pekka's Pfeife glimmte noch wie ein riesengroßer, rother Leuchtkäfer, aber Matti's Athemzüge, regelmäßig und knarrend, wie von einer Säge, verriethen,

daß er für den Augenblick seinen Kummer vergessen hatte.

Dieser hatte dafür jetzt Pekka's Gemüth ergriffen. Gewöhnlich brauchte er mehr Zeit als Matti, um sein Gehirn einem bestimmten Gedankengange zu öffnen, hatte er aber angefangen, so dachte er dafür um so gründlicher.

Und jetzt hatte er allen Ernstes angefangen, denn so viel stand fest, Matti hatte offenbar beschlossen, zur Eisenbahn zurückzukehren, sobald es Tag geworden, und dann wußte man nicht, ob es überhaupt möglich sein würde, zur Kohlengrube zu gelangen, wo Antti und die Anderen so viel Geld verdienten. Dabei war Pekka fest überzeugt, daß sie irgendwo dort in den Bergen läge. Dabei blickte er auf in's Dunkel hinein und sah etwas weiter und höher hinauf gleichsam den Wiederschein seiner eigenen glimmenden Pfeife nur größer und klarer. Pekka rieb sich die Augen und sah wieder hinauf. Kein Zweifel, es war ein Feuerschein.

Er streckte den Fuß aus, stieß Matti an und sagte, als dieser die Augen öffnete:

„Dort oben auf dem Berge sind Menschen, die ein Feuer angezündet haben.“

Matti erhob sich und sah hin. Ja, ein Feuerschein war es, folglich mußten dort auch Menschen

sein, weshalb er ohne ein Wort zu verlieren, seinen Sack auf den Rücken nahm und längs des Flußufers fortwanderte, dicht gefolgt von Pekka.

Es war eine äußerst beschwerliche Wanderung, über Stock und Stein, durch Gebüsch und Dickicht den Berg hinauf, der stellenweise so steil war, daß sie sich mit Mühe auf den Füßen halten konnten.

Als sie endlich athemlos und von Schweiß triefend zum Feuerschein gelangten, sahen sie, daß er aus dem Fenster eines zur Hälfte in der Erde vergrabenen Hauses leuchtete, und als sie in's Thal auf der anderen Seite hinabblickten, sahen sie einige Dutzend ebensolcher Lichter durch's Dunkel schimmern.

Matti als der Aeltere öffnete, sobald er wieder zu Athem gekommen war, die Thür und trat ein.

Mitten in dem kleinen Zimmer standen ein paar leere Packkisten, und um diese herum saßen fünf Männer, die Hüte auf dem Kopfe, und spielten beim Scheine einer kleinen Laterne ohne Glas Karten. Ein Haufen Decken in einer Ecke des Zimmers, ein Steinkrug von inhaltsreichem Aussehen auf der Diele neben den Packkisten und einige Kochgeschirre aus Eisenblech auf dem aus Steinen nachlässig zusammengefügten Herde vervollständigten die Einrichtung.

„Guten Abend“, sagte Matti höflich auf finnisch.

„Hello, boys“, antworteten einige Stimmen,

„nur herein.“ Keiner der Spielenden schien Zeit zu haben, den Ankömmlingen weitere Aufmerksamkeit zu schenken, weshalb diese ihre Säcke in eine Ecke legten, sich auf den Deckenhaufen setzten, ihre Pfeifen hervorholten und zu helfen begannen, die rauch-erfüllte Luft noch dicker zu machen.

Nach einer Weile war das Spiel zum Abschluß gekommen, und jetzt nahmen die Spieler die beiden Fremden in näheren Augenschein.

„Nehmt Euch einen Tropfen!“ forderte der Hauswirth auf und schob den Krug mit dem Fuß zu Pekka, der zunächst saß.

Pekka, der vollkommen begriff, worum es sich handelte, trocknete sich höflich mit der Rückseite der Hand den Mund und setzte den Krug an die Lippen.

„Danke“, sagte er, als er geendet, auf finnisch.

„Halloh!“ rief der Wirth, „was saget Ihr?“

Pekka grinste freundlich als Antwort, sagte aber nichts.

„Sprecht Ihr nicht englisch, Jungen?“ fragte ein Anderer der Männer.

„Verstehe nicht“, antwortete Matti, auf welchen der Frager den Blick gerichtet hatte.

„Das sind ja ein paar süße Thierchen“, sagte der Mann zu seinen Kameraden gewendet. „Jetzt wollen wir uns einen Spaß machen und sehen, aus

was für einem Stoff die Jungen gemacht sind." Hierauf wandte er sich wieder zu den Fremdlingen und begann sie mit einem Strom von Witzen zu überschütten, wie man solche nur unter den Grubenarbeitern und Cowboys im Westen hören kann. Die Anderen lachten und halfen nach Kräften, während Matti und Pekka versuchten, freundlich auszusehen und so gute Miene zu machen, als nur möglich.

Aber als das Unwesen immer lauter wurde und kein Zweifel mehr darüber herrschen konnte, daß sie selbst und kein Anderer die Zielscheibe der Scherze waren, veränderte sich Matti's freundliche Miene in eine verbitterte und furchtsame, während das Lächeln um Pekka's breiten Mund zu einem Grinsen erstarrte und seine Augen denselben Ausdruck erhielten wie zu Hause, wenn Jemand vom Pferde zu sprechen begann.

Sich über die Friedfertigkeit der beiden Fremdlinge täuschend und durch den Beifall der Kameraden immer mehr angestachelt, verfiel der, welcher den Scherz begonnen, auf eine neue Idee. Er zog seinen Revolver aus dem Gürtel, zielte einen Augenblick und schoß fast in derselben Secunde die Pfeife aus Matti's Mund.

„Herr Jesus! Jetzt fangen sie an zu schießen!"

schrie dieser und warf sich rückwärts an die Wand. Aber Pekka, seine Sanftmüthigkeit und sein unreifes Alter vergessend, sprang auf, entwandte mit gewaltsamem Griff den Revolver der Hand des Witzmachers, während er ihn gleichzeitig mit der anderen Hand an der Kehle packte und zu Boden warf, so leicht, als hätte er einen Kegel umgeworfen.

Der Mann sprang wieder auf, aber Pekka hielt ihn zurück und sagte — auf finnisch natürlich — „Man soll nicht mit Pistolen spielen, es geschieht leicht ein Unglück."

Der Witzmacher versuchte sich loszureißen, aber die Anderen, welche offenbar einsahen, daß der Scherz weit genug gegangen war, legten sich dazwischen, und als Pekka, sehend, daß weiter keine Gefahr vorhanden, dem Eigenthümer den Revolver zurückreichte, schüttelte ihm dieser auf das Herzlichste die Hand und versicherte, einem Paar so prächtiger Fäuste wäre er nicht oft begegnet; und dann ging der Krug die Reihe rund.

„Sollten wir uns jetzt nicht auf den Weg machen?" sagte Matti, nachdem er seinen Antheil genossen. „Das sind gefährliche Kerle, die zum puren Vergnügen den Leuten die Pfeife aus dem Munde schießen."

„Jetzt weiß ich, was sie reden!" rief einer der

Amerikaner aus, der aufmerksam Matti's Worten gelauscht hatte. „Das ist finnisch, solcher giebt es ja auch in Deer Lodge eine Menge."

„Tirlots!"* rief Matti in höchstem Entzücken. „Tirlots!" und damit ging er auf den Mann zu und schüttelte ihm die Hand, als ob er einen Pumpenschwengel hantirte.

„Meint Ihr Deer Lodge?" fragte der Amerikaner. „Wollt Ihr dorthin? Weshalb kommt Ihr dann diesen Weg, da Ihr ja mit dem Zuge bis dorthin gelangen konntet? Von hier habt Ihr sechs Stunden über die Berge zu marschiren und gerade keine Chaussee."

Das Alles war natürlich für Matti hebräisch. Aber so viel verstand er, daß er endlich Jemand getroffen hatte, der den Weg nach Tirlots kannte, und deshalb legte er sich, als die Gesellschaft bald darauf aus einander ging, mit größerer Gemüthsruhe als seit langer Zeit auf die bloße Diele zur Ruhe nieder.

Am Morgen führte sie der Amerikaner auf den rechten Weg, deutete den Berg hinauf, wo er verlief, und sagte einige Male: „Deer Lodge."

„Schön, schön!" antwortete Matti, nickte kräftig

---

* Die Finnen können keinen Sch=Laut und ebenso wenig ein D im Anfang eines Wortes aussprechen.
Der Herausg.

zum Zeichen des Verständnisses; noch einen Händedruck und dann wanderten beide Brüder frohen Muthes auf dem Wege nach Tirlots und zu Isokylä Antti dahin.

Nachdem sie so etwa eine Meile gegangen waren und Matti Zeit gehabt hatte, die Ereignisse des letzten Tages zu überdenken, wandte er sich zu Pekka und sagte mit Nachdruck:

„Ich glaube doch, es war nicht Deine Schuld, daß sich das Pferd im Frühjahr das Bein brach.“ Pekka preßte diesmal nicht den Mund zusammen sondern öffnete ihn zum breitesten Lächeln, das er zu Stande bringen konnte.

---

3. Enoch Muponen auf dem Kriegspfade.

Früher gehörte Amerika den Indianern, heut zu Tage gehören die Indianer Amerika. Die ehemals freien Söhne der Prairien und der Wälder werden nunmehr in reservirten Gebieten eingesperrt gehalten, wo die Regierung sie durch ihre Soldaten sorgfältig bewachen läßt, wie die feinsten Rassethiere, ihnen dabei wohlwollend gestattend, zu hungern und zu frieren und so frei und unbeschränkt zu leben und zu sterben, wie es ihnen gefällt, so lange sie nur nicht versuchen, ihr Gebiet zu verlassen, um alte

Büffeljagderinnerungen mit den großen, den Hornviehfürsten gehörenden Stieren, Kühen und Kälbern aufzufrischen, die zu Tausenden die Weidegebiete um die Reservationen durchstreifen. Geschieht dieses, dann gestaltet sich das Bild anders. Die Truppen werden mobilisirt, es werden Proviant- und Munitionscontracte abgeschlossen und Geld so intensiv gestohlen, wie es nur amerikanische Lieferanten thun können.

Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß zu anderen Zeiten in Amerika nicht gestohlen wird. Im Gegentheil geschieht dieses immer sehr gründlich und nicht am wenigsten von denen, welche im Namen der Regierung den ehemaligen Besitzern Amerikas Kleider und Nahrung austheilen. Denn so weit sind die Indianer trotz langjähriger angestrengter Bemühungen noch nicht gekommen, daß sie sich nur von Gras und Wurzeln nähren können, und daher ist die Regierung gezwungen, sie auch mit einigen anderen Nahrungsmitteln zu versehen. Zwei Mal im Monate sammeln sich die Krieger an dem Platze in der Reservation, der Agentur genannt wird, und hier theilt Onkel Sam's Vertreter unter die Rothhäute aus, was sie die nächsten zwei Wochen zu ihres Leibes Nothdurft und Nahrung gebrauchen.

Leider gehen die Anschauungen hierin bedeutend

aus einander. Der Agent ist der Ansicht, daß Ochsen, die sich seit lange alles Fleisch bis auf die härtesten Muskeln und zähesten Sehnen abgehungert haben, für Rothhäute gut genug zum Benagen sind. Diese finden dagegen, daß bei solcher Diät Niemand außer dem Agenten fett werden kann — und so entstehen Streitigkeiten. Bisweilen gelingt es dem Agenten, seine Schützlinge durch ein Pfund verfaultes Mehl mehr, als er ihnen eigentlich zugedacht, zu beruhigen, aber nicht immer, und dann ziehen die rothen Männer fort, stehlen Pferde und Vieh und erschlagen einige Blaßgesichter in der Umgegend, um ihrer Unzufriedenheit gehörigen Ausdruck zu geben.

Dann ist der Spectakel los. Der Obergeneral der Vereinigten Staaten rückt mit der Armee in's Feld, die Zeitungen drucken Spalte auf Spalte mit Beschreibungen der Grausamkeit, des Blutdurstes und der List der rothen Teufel — das ist der technische Ausdruck — und versichern ihren festen Vorsatz, sich eher bis auf den letzten Mann niedermetzeln zu lassen als sich zu unterwerfen. Unbegreifliche Mengen von Proviant werden von den Truppen verzehrt und solche Massen von Munition verbraucht — Alles nach den Lieferungscontracten — daß sie genügen müßten, um alle Rothhäute bis auf die letzte in die seligen Jagdgefilde zu befördern. Nach wenigen oder

mehreren Wochen, je nach der Jahreszeit und Witterung, glückt es dann, die Indianer zur Agentur zurückzutreiben, wo die armen Teufel mit offenen Armen als verlorene aber wiedergefundene reuige Söhne empfangen werden. Da sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich hinreichend gehungert haben, um sogar Lieferungsochsen mit gutem Appetit kauen zu können, sind sie ganz bereit, die Friedenspfeife anzuzünden, besonders da sie zur Feier der Gelegenheit den Tabak dazu gratis erhalten. So ungefähr sieht ein Indianerkrieg in unseren Tagen aus.

Der letzte spielte sich vor wenigen Jahren in South Dakotah ab. Dieses Mal waren es die Sioux-Indianer, welche der Regierungsdiät überdrüssig waren, und da sie bei früheren Gelegenheiten sich ungewöhnlich zähe in der Opposition gezeigt hatten, so erwartete man etwas Interessanteres als gewöhnlich, weshalb sich auch eine Menge Zeitungscorrespondenten an den Kriegsschauplatz begaben, unter ihnen auch ich.

Die Gelegenheit, ein Stück Grenzleben in den Prairien unter besonders interessanten Umständen kennen zu lernen, war zu verlockend, um sie sich entgehen zu lassen, und daher stieg ich einen bitter kalten Januarmorgen bei der Station Rushville in Nebraska dicht an der Grenze von Dakotah aus dem

Eisenbahncoupé. In Gesellschaft eines anderen Zeitungscorrespondenten, den ich im Zuge getroffen, machten wir uns auf die Suche nach Jemandem, der willig gewesen wäre, uns zum Ritt in die Pine Ridge Agentur und zum Gebrauch während der Campagne ein paar Pferde zu vermiethen oder zu verkaufen.

Das kleine Prairiedorf ist überfüllt: Staatsmilizen, die ausgerückt sind, um etwaigen Versuchen der Rothhäute nach Nebraska hin auszubrechen und die Ansiedler an der Südgrenze der Reservation zu überfallen, entgegenzutreten; Fuhrleute mit Pferden und großen vierrädrigen Wagen zum Transport von Proviant für's Hauptquartier bestimmt; Cowboys, welche Courier- und Späherdienste verrichteten und schließlich ein bunter Haufen Menschen, die aus den zunächst gefährdeten Ansiedelungen mit Kindern und Vieh geflüchtet waren und jetzt so gut es ging in den wenigen Bretterscheunen des Dorfes oder auf der einzigen Straße campirten. Dieses ganze Gewimmel von Militär und anderem Volk sah ja recht kriegerisch aus, ich konnte aber gleichwohl nicht dazu kommen, an den Ernst des Krieges zu glauben.

Auch als es uns endlich geglückt war, ein Uebereinkommen wegen eines Paares Prairiebronchos zu treffen und wir uns spät auf den Weg machten,

erschien mir die ganze Reise nur als ein Lustritt, so öde und friedlich sah die Gegend aus — der Ausdruck Lustritt ist jedoch nur bildlich zu nehmen, denn der Ritt selbst war nichts weniger als lustig. Die Pferde besaßen den rechten Prairietypus und zeichneten sich durch einen Trab aus, der uns schon in der ersten Viertelstunde eine lebhafte Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Erzählungen mehrerer Reisenden beibrachte, daß die Gauchos in Südamerika das Fleisch mürbe machen, indem sie es zwischen Sattel und Pferderücken legen und dann eine Weile darauf reiten. Unsere Pferde eigneten sich vortrefflich zum Mürbemachen von Fleisch, daran zweifelten wir nach einem halben Dutzend englischer Meilen nicht im Mindesten.

Nachdem wir aber das von den Milizen bewachte Terrain überschritten und in das Gebiet der aufsässigen Indianer gelangt waren und uns in Folge dessen veranlaßt sahen, ein schnelleres Tempo einzuschlagen, versöhnten wir uns vollständig mit unseren Reitthieren, die in einem langgestreckten halb Trab- halb Galopptakte Meile auf Meile zurücklegten, den einen langgestreckten Hügel hinauf, den anderen hinunter, ohne zu ermüden und ohne je nur den geringsten Fehltritt zu thun. Es war geradezu merkwürdig, die zähe Ausdauer der kleinen Thiere zu beobachten

— weiter fand sich übrigens auch nichts Beobachtenswerthes in der gleichmäßig öden und todten Gegend. Graugelbes Gras in dünnen Büscheln, die den hartgefrorenen grauen Lehm durchscheinen ließen, hier und da ein Fleck schmutzigen, staubgemischten Schnees und bisweilen unten in den Thälern Weidengestrüpp und eine vereinzelte, windgepeitschte, verkrüppelte Tanne.

Wir hatten wohl die Hälfte des dreißig englische Meilen langen Weges zurückgelegt und waren in eine Gegend gelangt, wo der letzte Schneefall reichlich genug gewesen war, um die Erde mit einer ununterbrochenen Schneedecke einzuhüllen, welche den Staub niederhielt und daher blendend weiß war, da gewahrten wir vom Kamme eines niedrigen Landrückens aus einen Mann, der im Thale in derselben Richtung vorwärtsstrebte wie wir.

Bald waren wir so nahe, daß wir deutlich alle Einzelheiten der Gestalt unterscheiden konnten, während wir die Pferde im Schritt den nächsten Hügel hinauf gehen ließen.

„Ein sonderbarer Typus", bemerkte mein Gefährte, während ich vergebens versuchte, den Eindruck von etwas Altbekannten zu ergründen, den die vierschrötige graugekleidete Gestalt vor uns auf mich machte. Diese breiten Achseln, über deren einer ein Zügel

hing, den kurzen Nacken und den runden mit einer Fellmütze bedeckten Kopf, vor Allem den festen, sicheren Gang — all' das hatte ich früher schon gesehen.

Der Mann hatte uns offenbar schon bemerkt, als wir unten im Thale ritten, und wandte daher nicht einmal den Kopf, obgleich er den Tritt der Pferde auf dem hartgefrorenen Boden gehört haben mußte. Er wanderte gleichmäßig und fest weiter, und da klärte sich mein Gedächtniß. Zu Hause, in Finnland, hatte ich manchen kalten Wintertag solch einen breiten Rücken, dieselben sicheren Schritte den Weg vorwärts wandern sehen, während ich langsam einen Hügel hinauf fuhr, und der Athem des Pferdes wie weißer Rauch in der bitter kalten Luft schwebte.

Ich trieb mein Pferd an, um auch von vorne einen Blick auf den Mann zu werfen, aber da ich ihn erreichte, schwand auch der letzte Zweifel über die Landsmannschaft, den ich noch hegte, denn dort aus der linken Hosentasche hing an einem schmalen schwarzen Lederriemen ein Pfeifenreiniger aus Messing, solch ein gekrümmtes Ding mit einem Loch für den Riemen am einen Ende, konnte man nirgends in der weiten Welt kaufen, als bei einem finnischen Dorfkrämer.

„Guten Tag", sagte ich.

„Guten Tag", antwortete er und sah so gleichgiltig auf, als ob es ihm wenigstens einmal am Tage passirte, hier im Indianergebiete in seiner eigenen Sprache angeredet zu werden. Gleichwohl blieb er stehen und streckte gemächlich die Hand aus, da ich ihm die meine zum Gruße reichte.

„Von wo kommt der Herr?" fragte er darauf, indem er aus seiner Brusttasche eine kleine Pfeife aus Birkenmaser mit weichem Schaft und Hornmundstück hervorzog und den Inhalt mit dem Finger niederdrückte.

Ich klärte ihn darüber auf und fragte meinerseits, wohin ihn der Weg führe, und wie es komme, daß er so ganz allein hier im Indianerlande umherwanderte. Wußte er denn nicht, daß es Krieg mit den Rothen gab?

O ja, er wußte wohl, daß irgend so etwas los war, und das war sogar die Veranlassung, weshalb er auf der Wanderschaft war. Den Abend vorher hatte das Zigeunerpack sein Pferd von der kleinen Farm gestohlen, die er gleich an der Grenze der Reservation besaß.

Ich fragte ihn, ob er denn glaube, daß die Indianer so ohne Weiteres das Pferd ausliefern würden, wenn er es ausfindig machte.

„Irgend eine Art Länsman* müssen sie doch auch hier zu Lande wohl haben", antwortete er ruhig, indem er ein Streichhölzchen anzündete und den Pfeifenkopf dicht mit beiden Händen umschloß, während er versuchte den Inhalt in Brand zu setzen. Nachdem die Operation glücklich gelungen, blies er einen tüchtigen Mund voll Rauch hinaus und fügte hinzu, mit solch einer Menge Kriegsvolk, wie gegen die Indianer — Zigeuner seiner Auffassung nach — ausgezogen wäre, könnte es wohl dem Länsman nicht schwer fallen, ein gestohlenes Pferd zurückzuschaffen.

Gegen diese Logik gab es kein Argument, das verstand ich, unbegreiflich aber war mir, daß der Mann nicht deutlichere Begriffe über Verhältnisse und Dinge in einem Lande hatte, wo er schon Landbesitzer geworden war, ich ließ daher die Pferdeangelegenheit fallen und fragte ihn statt dessen, wie er dazu gekommen, sich hier niederzulassen, und wie lange er in Amerika gewesen.

„Anderthalb Jahre", sagte er. Eine ganze Menge Finnen waren gleich in New York zum Bau einer Eisenbahnlinie nicht weit von hier angeworben worden, und als die Arbeit beendet war, hatte er im vorigen Jahre ein Stück Regierungsland, das

* Landpolizeimeister in Schweden und Finnland.

ja nichts kostete, urbar gemacht, um es mit dem Ackerbau zu versuchen. Die Uebrigen waren weiter nach Westen gezogen.

Jetzt ging mir allmählich eine Ahnung auf, wie es möglich war, daß er die Verhältnisse so wenig kannte, und während wir langsam vorwärts ritten, wurde meine Vermuthung im Laufe des Gesprächs zur Gewißheit. Er hatte einfach keinen anderen Umgang als den Kaufmann in Rushville, wohin er bisweilen einige Bushels Weizen brachte, um sich die nothwendigsten Artikel einzutauschen, und daher auch kein Englisch gelernt. Das Pferd hatte er für seine Ersparnisse bei der Eisenbahnarbeit gekauft, Pflug und Egge hatte er sich selbst verfertigt, und seine Wohnung bestand aus einer Erdhütte, die er eigenhändig gegraben und eingerichtet hatte. Im vorigen Frühling war seine Aussaat gerade nicht groß gewesen, doch war Alles gut gediehen; jetzt aber hatte er so viel geackert, daß er im Frühling hoffen durfte, zehn bis zwölf Tonnen* zu säen — Saatkorn hatte er hinreichend. Das war seine ganze Geschichte in Amerika, und er zögerte nicht damit sie zu erzählen. Im Gegentheil, als er erst in Fluß gekommen war, wurde er ganz gesprächig.

---

* Eine Tonne = 1,65 Hectoliter.

Die Zeit wurde ihm ja wohl bisweilen recht lang dort in der Einsamkeit, meinte er, dabei war aber nichts zu thun. Alles war ja recht gut gegangen, bis die Zigeuner sich das Pferd angeeignet hatten, das den Tag über frei herumstreifen durfte, in den Winternächten aber die Erdhütte mit ihm theilte. Wenn er das nur wiederbekäme, würde Alles schon gut gehen. Es war ein brauner Wallach mit einem weißen Fleck auf dem rechten Hinterbeine, ein ganz junges Thier.

Ein schwacher Versuch meinerseits, ihm die geringen Aussichten für die Wiedererlangung seines braunen Wallachs klar zu machen, mißlang vollständig, und ebenso wenig Erfolg hatten meine Vorstellungen, daß es ihm, ganz allein und unbewaffnet, wie er war, auf dem Wege nach Pine Ridge schlecht ergehen könnte.

Er lächelte nur überlegen und meinte sicher zu sein, er werde sich schon helfen. Indianzigeuner hätte er ja täglich gesehen, bevor der Krakehl anfing, und wäre nicht im Geringsten bange vor ihnen. Wenn sie ihm übrigens ein Leid anthun wollten, so hätten sie es doch gethan, als sie das Pferd stahlen, denn da waren ihrer sicher mehrere dabei gewesen. Der Wallach ließ sich nicht so von Jedem greifen.

Da half kein Zureden, das sah ich ein; ich wünschte ihm daher glückliche Reise, und wir trieben unsere Pferde an; mein Reisegefährte war durch Enoch Muponen's Geschichte höchlichst ergötzt. Einen einzigen Indianer sahen wir während unseres Rittes; da er aber offenbar noch viel besorgter war, uns auszuweichen als wir ihm, so langten wir ohne weiteres Abenteuer am Abende auf der Reservationsagentur an.

Am nächsten Morgen stellte sich auch Freund Muponen ein. Er war schon in der Nacht angelangt und hatte sich gleich nach Sonnenaufgang in's Lager begeben, das ein Stamm sogenannter freundlich gesinnter Indianer im Thale unterhalb der Agentur aufgeschlagen hatte, um zu sehen, ob sich sein brauner Wallach möglicherweise dort befand. Aber er hatte keine Spur von ihm entdecken können, und deshalb kam er jetzt zu mir. Ich sollte ihm sagen, wo sich die anderen Zigeuner aufhielten. Jetzt war er seiner Sache noch sicherer als vorher, daß das ganze Kriegsgerede ein Unsinn sei, ein ganzer Haufen Rother bewegte sich ja in bester Freundschaft und Friedlichkeit unter den Soldaten bei der Agentur, ohne daß Jemand sie beunruhigte.

Etwas nachdenklich wurde er doch, als er hörte, daß die Indianer sich draußen in der Wildniß auf-

hielten, wenigstens fünf oder sechs Mal so weit, als der Weg, den er gekommen, und daß Niemand von einem Tage zum anderen sagen könnte, wo sie sich aufhielten.

„Dann muß ich ja Wegekost mitnehmen“, sagte er in verdrießlichem Tone; „zum T—l, daß ich das nicht früher wußte. Ich habe mich nur für ein paar Tage versorgt und muß jetzt erst nach Hause zurück.“

Ich versuchte ihn davon zu überzeugen, daß es viel gescheidter wäre, zu warten, bis der Krieg zu Ende wäre, und dann ernstlich die Nachforschungen wieder aufzunehmen.

„Ja“, fiel er etwas hitzig ein, „dann haben sie ihn zu Schanden geritten. Nein, es ist am Besten, zu thun, was man kann, so lange er noch am Leben ist.“

Damit begab er sich auf den Heimweg nach Reisekost und kam erst den folgenden Tag zurück, den Zaum über der Schulter wie vorher. Da war es aber zu spät. Am selben Morgen war strenger Befehl erlassen, es dürfe sich Niemand weiter von der Agentur entfernen, als bis zur Vorpostenlinie, und der schwache Versuch, den ich machte, um für Enoch Muponen einen Passirschein zu erwirken, mißglückte natürlich.

„Unsinn!" sagte der Stabschef, in dessen Händen die Entscheidung lag, „der Kerl muß verrückt sein." Dabei warf er einen Blick auf mich, der andeutete, daß es ihm auch mit meinem Verstande nicht ganz richtig schien.

Muponen wurde böse, als er das Resultat erfuhr; nachdem er aber seinerseits einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, ganz ungenirt seiner Wege zu gehen, als ob gar keine Vorposten existirten, verwandelte sich der Aerger in Kleinmuth.

„Jetzt bekomme ich ihn wohl nie zurück", sagte er hoffnungslos, „und wovon soll ich denn hier leben, wenn meine Wegekost zu Ende ist?"

Der letzte Theil der Frage beantwortete sich glücklicherweise noch am selben Tage von selbst.

Einige meiner Collegen hatten die Neuigkeiten ermittelt, welche das Verbot die Agentur zu verlassen verursacht hatten, und brauchten in Folge dessen einen Courier, um ihre Telegramme nach Rushville zu befördern. Ich bot Muponen's Dienste an, für 2 Dollars weniger, als die Herren Cowboys verlangten, und da ich zugleich für seine Zuverlässigkeit Bürgschaft leistete, indem ich ihm mein Pferd zu leihen versprach, so wurde mein Vorschlag mit Freuden angenommen.

Noch mehr Vergnügen bereitete es Freund Enoch, der 8 Dollars für die Fahrt nach Rushville für sehr reichlich ansah und sich bereit erklärte, fernerhin Telegramme für die Hälfte, ja wenn nöthig, für noch weniger zu besorgen.

„Ein Pferd brauche ich auch nicht", schloß er, „ich komme auch zu Fuß bis morgen dahin."

Ich erklärte ihm jedoch bestimmt, daß die Herren ihre Telegramme vor 12 Uhr Nachts abgeliefert zu sehen wünschten; da verdüsterte sich seine zufriedene Miene bedeutend, während er mich fragte, wie viel Miethe ich für mein Pferd verlangte, klärte sich aber ebenso schnell auf, als ich ihm erklärte, das Thier brauche Bewegung und koste ihm folglich nichts.

Und Bewegung bekam es, ja sogar bedeutend mehr, als ich beabsichtigt hatte, denn als wir am Morgen darauf unsere Schlafbaracke verließen, war unser neuer Courier schon zurück, und mein Pferd ließ den Kopf auf eine so melancholische Art hängen, daß ich ganz empört Muponen den Unterschied zwischen Bewegung machen und zu Schanden reiten klar zu machen suchte. Als er mir aber höchst erstaunt sagte, er habe es nicht anders verstanden, als daß die Herren das kleine Papier vom Telegraphen ebenso schnell zurück haben wollten, wie das andere dorthin, nach Rushville, da konnte ich nur über seine

Auffassung von der Wichtigkeit einer Telegrammquittung lachen. In der That konnte ich auch ganz zufrieden sein, da mein Broncho später wieder ganz munter wurde und mit gutem Appetit sein Futter kaute. Enoch erhielt seine 8 Dollars, und zwei Tage später, als die freundlich gesinnten Indianer spät Abends plötzlich ihr Lager aufhoben und ihre veränderte Gesinnung durch Überschütten der Agentur mit Gewehrschüssen zu erkennen gaben, bot sich ihm neue Gelegenheit zum Gelderwerb. Niemand wußte, ob der Weg nach Rushville offen war, weshalb sich auch nur ein Cowboy fand, der den Ritt für fünfzig Dollars wagen wollte.

Der Preis war übertrieben, hätte aber wohl bezahlt werden müssen, da die großen Zeitungen ja um jeden Preis Nachrichten über die neuesten Ereignisse haben mußten, ich rief jedoch Enoch Muponen, der seit seiner letzten Expedition sich den ganzen Tag in der Nähe unseres Hauptquartieres herumtrieb, und er erklärte sich bereit, das Telegramm für 25 Dollars zu besorgen.

„Ich würde gar nicht so viel verlangen", sagte er ganz verlegen, „aber hier ist ein Mensch, der ein gutes Pferd für 25 Dollars zu verkaufen hat, und das möchte ich gern haben. Den Wallach bekomme ich doch nicht wieder."

Ich theilte den Anderen die Sache mit, und sie waren so zufrieden, daß sie ihm im Falle seiner Rückkehr nach Pine Ridge fünf Dollars extra versprachen, und wanderten davon, um den Menschen, der das Pferd zum Verkauf hatte, herbeizuholen.

Nach einer kleinen Weile kehrte er mit dem Manne zurück, es war ein Cheyenneindianer, als Späher im Hauptquartier angestellt. Wie es den Beiden gelungen, sich zu verständigen, weiß nur der Gott, der finnische Wildnißbewohner in den Stand setzt, sich überall in der Welt mit ihrer eigenen Sprache durchzuhelfen — erklären kann es Niemand. Aber der Cheyennespion hatte wirklich ein Pferd, das er für 25 Dollars verkaufen wollte, und zehn Minuten später ritt Freund Enoch auf dem recht mageren Gaule davon, ohne Sattel aber mit seinem eigenen Zügel, den er mit zufriedenem Grinsen über den Kopf seines neuen Pferdes legte.

Wir waren doch etwas unruhig seinetwegen — die Anderen wohl meist ihrer Telegramme wegen — aber schon zur Mittagszeit am folgenden Tage fand er sich mit der Quittung ein, empfing seine fünf Dollars extra und sah seelenvergnügt aus, obgleich er recht steif erschien und augenscheinlich sehr geringe Neigung verspürte, eine sitzende Stellung einzunehmen.

Hiernach wurde er so oft als Courier angewandt als sein Pferd es aushielt, er selbst war immer bereit — und überall in der Agentur waren er und seine Geschichte so bekannt, daß sogar der Stabschef, wenn sich Muponen nur zeigte mit seinem: Paß — Telekram — Rößville, ihm denselben ohne Weiteres ausschrieb mit einem „here, old boy, look out for your scalp“, oder dergleichen.

Auf die denkbar einförmigste Weise glitten die Tage dahin, unter unaufhörlichem Manövriren der Truppen, um die Rothhäute ohne Blutvergießen zur Agentur zurückzutreiben, zu sehr geringer Freude für uns Zeitungscorrespondenten, die nur durch das Hauptquartier Neuigkeiten erhalten konnten, bis endlich die Hauptmacht der Indianer sich einige Meilen von Pine Ridge lagerte und mit den Häuptlingen Unterhandlungen wegen endlicher Unterwerfung eingeleitet wurden. Jetzt wurde die Situation interessant, denn mißglückten die Unterhandlungen, so war jeden Augenblick ein Angriff von den vielfach zahlreicheren Rothhäuten auf die Agentur zu erwarten, deren Besatzung nur einige hundert Mann zählte. Sogar Enoch Muponen erschien ganz nervös bei der Aussicht, möglicherweise bald seinen Wallach wiederzusehen, und konnte nur mit Mühe von einem verzweifelten Versuch abgehalten werden, sich hin-

aus in's Indianerlager zu stehlen, was streng verboten war.

Endlich wurde ein Uebereinkommen wegen eines großen Pow-wow mit den Häuptlingen getroffen, und zur bestimmten Stunde ritten sie in geschlossener Reihe in die Agentur ein, bemalt und mit Federn geschmückt und mehr Respect einflößend in ihrer wilden Pracht, als wenigstens ich für möglich gehalten hätte.

Zwischen zwei Reihen Soldaten, die die Zuschauer in gehöriger Entfernung hielten, ohne einen Blick nach rechts oder links, unbeweglich, ohne Mienenspiel, ritten die sechzehn Häuptlinge auf den Hof der Agentur, wo sie ebenso schweigsam und ernst absaßen und ihre Pferde an's Stacket banden, worauf sie in einer langen Reihe würdevoll in das große Zelt marschirten, wo der Friedensrath abgehalten werden sollte. Dort wurden sie vom commandirenden General, seinem Stabschef und den Adjutanten in voller Uniform empfangen und von uns Zeitungsmännern in so anständigen Kostümen, als wir nach dem vielwöchentlichen Aufenthalte in der Wildniß zu Stande bringen konnten. Der Empfang ging unter feierlichem Schweigen vor sich, und ebenso feierlich nahmen die Häuptlinge ihre Plätze im Kreise auf der Erde ein, während der General sich auf einen Stuhl setzte und wir Anderen stehen blieben.

Hierauf wurden die Unterhandlungen durch eine Rede des Generals vermittels eines Dolmetschers eröffnet, worin er die rothen Männer aufforderte, ihre Klagen gegen den Vertreter des großen Vaters in Washington vorzubringen, und die Häuptlinge standen Einer nach dem Anderen auf und antworteten mit Reden und Gebärden, die wirklich würdig und schön waren. Einige von ihnen waren offenbar geborene Redner und stellten ihre Sache so geschickt dar, daß wir mit größtem Interesse den Verhandlungen folgten. Diese hatten schon eine Zeit lang gewährt, als man vor dem Zelte Schritte vernahm und die Stimme der Schildwache, welche erklärte, es dürfe Niemand passiren.

„Na, na — Telekram — Rößville“, wurde mit einem Tonfalle erwidert, der uns Allen bis zum Stabschef die Mundwinkel zucken machte. Einige Male wurde die Zauberformel mit immer eifrigerer Betonung wiederholt, verfehlte aber dieses Mal total ihre Wirkung; da ging ich hinaus, um zu sehen, was es gäbe, denn daß Freund Enoch sich nicht ohne triftige Gründe eindrängen würde, wußte ich zu gut.

Er strahlte vor Zufriedenheit bei meinem Anblick und sagte mit wichtiger Miene:

„Jetzt ist der Wallach hier.“

„Wie?“ fragte ich.

„Der Wallach ist hier“, wiederholte er, „er steht dort am Stacket unter den anderen Pferden. Er sah mir schon so bekannt aus, als die Zigeuner ankamen, er war aber mitten im Haufen, so daß ich nicht ganz sicher war, und erst jetzt gelang es mir, auf den Hof zu kommen, so daß ich ihn ordentlich besehen konnte.“

Während dieser Rede hatte er mich zum Stacket geführt und zeigte auf ein tüchtiges braunes Pferd mit einem Indianersattel auf dem Rücken, ebensolchem Zügel und allen möglichen Zierrathen.

„Es ist wohl am besten, ich nehme ihn gleich mit“, sagte er. „Wenn der Herr nur der Wache sagt, daß das mein Pferd ist, so läßt sie mich wohl durch.“

Davon rieth ich ihm ernstlich ab, konnte aber nicht verhindern, daß er Sattel, Zügel und alle Zierrathen entfernte und statt dessen seinen Hosenriemen um den Hals des Pferdes schlang.

Das Pow-wow dauerte noch eine gute Weile und während dessen sammelte sich eine Menge Volk, vor dem Stackete, das Muponen's Vorhaben angesehen und sich wohl vorstellen konnte, wie die Sache zusammenhing, während Freund Enoch seinen Wallach sorgfältig von allen Seiten untersuchte, die Beine und Hufe betastete und schließlich zufrieden erklärte, er sei „oll räyt!“

Schließlich kamen die Häuptlinge, begleitet vom Dolmetscher und den Zeitungsreferenten, heraus und wanderten in feierlichem Gänsemarsche zu ihren Pferden. Die Uebrigen thaten, als ob sie nichts Ungewöhnliches bemerkten, banden ihre Pferde los und saßen auf; aber ein langer, stattlicher Kerl mit einem Paar Büffelhörner über der Stirn, schön verziert, gelb angemalt, mit rothen und schwarzen Querstreifen und einem langen Federkamm längs dem Rücken, befand sich in sichtlicher Verlegenheit, als er das Pferd, auf dem er zur Versammlung geritten, in Enoch Muponen's Händen erblickte.

Einen Augenblick sahen sich die Beiden starr an, während die Miene des Indianers immer finsterer wurde; da nahm der Finne die Pfeife aus dem Munde, spie zur Seite aus und sagte:

„Glotz Du, Zigeunerteufel, mein ist das Pferd, und Du wirst es nicht mehr reiten.“

Ich rief den Dolmetscher und fragte durch ihn, wie die Rothhaut zum Pferde gekommen sei. Der Indianer antwortete nicht, sondern schaute nach den anderen Häuptlingen, welche langsam fortritten, blickte die Umstehenden an, zögerte noch einen Augenblick und schien dann einzusehen, daß es ein hoffnungsloser Fall sei, weshalb er sein Eigenthum von der Erde auflas und mit langen Schritten und

sehr wenig feierlich seinen Gefährten nacheilte, während der lange Federbusch auf dem Rücken wehte und Gelächter und Spott der Zuschauer ihn begleitete.

„Eigentlich hätte er auch eine Tracht Prügel haben sollen", meinte Muponen, gab aber in seiner Zufriedenheit über den wiedergefundenen Wallach alle weiteren Feindseligkeiten auf und führte ihn aus dem Hofe der Agentur mit der Versicherung, jetzt würde er gleich nach Hause gehen.

Als wir Zeitungsmänner bald darauf bei unserem Mittagessen saßen, kam er, seine beiden Pferde am Zügel, zu unserer Baracke, band sie an die Thür, trat ein, ging die Reihe rund und reichte Jedem die Hand mit einem finnischen: „Adjö jetzt, ich danke sehr!"

XI.

Kaaperi's Freierei.

Von Juho Reijonen.

Aus dem Finnischen von Anna Buch.

An einem Sommerabende, oder vielleicht war es auch schon Nacht, saß ich allein in meiner Kammer jenseits des Hofes und las sehr eifrig an einer Erzählung. Da stand: „Der Graf, hingerissen von den Reizen der schönen Kallisto, fühlte einen unaussprechlich wonnevollen Strom von Entzücken seine Adern und sein Herz durchströmen und sank, bebend von seligen Gefühlen, zu Füßen der Jungfrau. Er flüsterte kaum hörbar: Himmlische Kallisto! Euterpe's göttliche Stimme tönt im Olymp nicht so wonnig —"

Da öffnete sich die Thür und in's Zimmer trat Nachbars Kaaperi.

„Guten Abend!" sprach er, die Mütze in der Faust haltend.

Aergerlich über die Unterbrechung warf ich mein sentimentales Buch auf den Tisch und wandte mich zu Kaaperi, den ich sehr gut an der Stimme erkannte, trotzdem sie nicht „wonnig wie Euterpe's Stimme im Olymp" tönte.

„Guten Abend! Weshalb ist Kaaperi noch so spät auf?" fragte ich.

„Hm! Ich sah noch Licht in des Herrn Magisters* Zimmer und da —"

„Licht? Wer ist denn so verrückt, mitten im Sommer Licht zu brennen!" sagte ich, verwundert über diese Unwahrheit** und noch ärgerlicher über Kaaperi.

Kaaperi wurde verlegen und wußte nicht, was er antworten sollte, stand an der Thür und drehte seine Mütze. Ich glaubte, er wäre zu mir gekommen, um eine Cigarre zu erhalten, was er sehr liebte.

Ich öffnete daher mein Etui, bot ihm eine an und nöthigte ihn, Platz zu nehmen. Er setzte sich,

---

* In Finnland werden meist die Studenten und häufig auch ältere Gymnasiasten, wie z. B. hier, mit „Magister" angeredet. D. Hrsg.

** Man muß bedenken, daß die Handlung in der Nähe des Wendekreises spielt. Um die Sommersonnenwende herum ist in ganz Finnland die Nacht taghell. D. Hrsg.

biß die Spitze ab und spuckte sie auf mein Bett; ich schüttelte die Cigarrenstückchen von der Decke. Kaaperi sah dieses ruhig an und that einige kräftige Züge, während er immer noch sein Schweigen bewahrte. Er schien sehr nachdenklich und schwieg hartnäckig. Ich hatte ebenso wenig Lust, die Unterhaltung fortzusetzen und griff wieder zu meiner Erzählung: „Weder Juno mit ihrer edlen Gestalt noch Terpsichore mit ihren rhythmischen Bewegungen —“

„Herr Magister haben immer so wohlschmeckende Cigarren. Sie sind gewiß aus echtem russischen Blatttabak?“ unterbrach Kaaperi wieder meine Lectüre. Darauf drehte er die Cigarre und leckte sie, wie um besser den Geschmack kennen zu lernen.

„Sie sind ja wohl stark; aber dafür kosten sie auch acht Mark, wenn man eine ganze Kiste nimmt“, sprach ich.

„Hm; theuer sind sie“, murmelte Kaaperi, schien aber an ganz andere Dinge zu denken. Jetzt merkte ich, daß er dieses Mal etwas Besonderes auf dem Herzen hatte; da ich aber keine Ahnung davon hatte, was es sein könnte, war es mir auch unmöglich, das Gespräch darauf zu lenken. Wir saßen also Beide stumm und grübelten. Dieses beiderseitige Schweigen fing bereits an etwas unbehaglich zu werden, und um doch etwas zu thun zu haben,

zündete ich mir auch eine Cigarre an. Große Rauchwolken von uns blasend, saßen wir uns so eine Weile gegenüber. Meine schlechte Laune verschwand mit dem Cigarrenrauch, und ich fing an, uns Beide lächerlich zu finden, wie wir da saßen und einander anstarrten.

Kaaperi mußte ebenfalls gemerkt haben, daß die Sache jetzt nicht im richtigen Geleise war, weshalb er endlich aufstand und murmelte: „Lebt wohl!"

„Gute Nacht!" sagte auch ich. Kaaperi that einen Schritt zur Thür. Darauf kratzte er sich hinter dem Ohr, wandte sich um und sagte:

„Morgen früh hätte ich wieder Zeit zu rudern, wenn es zum Fischen gehen sollte."

„Ich glaube kaum, daß ich so früh aufwachen werde", antwortete ich und warf einen Blick auf Kallisto, wovon noch an hundert Seiten zu lesen waren. Kaaperi ergriff die Thürklinke, wandte sich aber noch einmal zu mir und fragte:

„Fährt Ihr Junno wirklich morgen mit Theer nach Kajana?"

„Ja, gewiß fährt er. Wie so?"

„Nu, nichts. Ich dachte nur so, vielleicht fährt er doch nicht."

Jetzt sah ich deutlich, daß Kaaperi ein Anliegen an mich hatte und nicht den Muth besaß, damit

herauszukommen. Ich ermahnte ihn daher freundlich, zur Sache zu kommen und ohne weitere Umschweife zu sagen, was er auf dem Herzen habe.

„Ich hätte wirklich ein kleines Anliegen“, sagte er und setzte sich auf seinen früheren Platz.

„Nun, was hast Du mir Wichtiges mitzutheilen?“ fragte ich, und diese Frage setzte Kaaperi von Neuem Ameisen in den Kopf. Er saß wieder eine Weile stumm und Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, während er über die Schwierigkeit nachsann, den Anfang zu finden. Er sah unschlüssig auf mich und seine Lippen bewegten sich, er bekam aber kein Wort heraus.

Endlich schien er einen Entschluß zu fassen und sagte: „Würde Junno einen Brief mitnehmen und ihn nach Maanselkä bringen?“

„Einen Brief? Weshalb nicht? Gieb ihn her, so werde ich dafür sorgen, daß Junno ihn erhält.“

„Er ist noch nicht ganz fertig“, meinte Kaaperi und kramte aus seiner Brusttasche ein dickes Packet mit Papieren heraus, die er dann vor mir auf dem Tische ausbreitete.

„Mir scheint, daß da für ein Mal genug geschrieben ist“, meinte ich, erstaunt über die Menge Papier, die Kaaperi vollgeschmiert hatte.

„Ja, er dürfte ja wohl schon hinreichend lang

sein, aber es will doch nichts Ganzes daraus werden, wenn ich ihn schreiben soll. Wenn ich aber sprechen dürfte, dann —"

„Dem ist leicht abzuhelfen. Sprich Du, ich werde schon schreiben."

„Das war es ja gerade, um was ich eigentlich bitten wollte, aber ich fühlte mich so genirt, daß ich kein Wort herausbekam", sagte Kaaperi.

„Dessen brauchst Du Dich doch nicht zu schämen", sagte ich tröstend.

„Wieso? Der Brief soll doch an ein Mädchen geschickt werden", murmelte Kaaperi und seufzte tief, als hätte er eine schwere Arbeit vollbracht.

„Aha", sagte ich, „es ist also ein Liebesbrief. Sieh' einmal! Du alter Schelm."

Kaaperi erröthete etwas und konnte kein Wort hervorbringen. Unterdessen warf ich einen Blick auf die schmutzigen Papiere, um einen Anhalt für den Brief zu finden, den ich aufsetzen sollte.

Das war jedoch unmöglich, denn die Papiere waren vollgeschmiert mit „hochverehrte Anna Lena", „innig geliebte Anna Lena", „sehr schönes Mädchen" und dergleichen, weiter war aber Kaaperi nicht gekommen.

Schließlich nahm ich einen Bogen Postpapier und eine Feder, um Wort für Wort nach Kaaperi's

eigenem Dictamen zu schreiben. „Sollen wir nun anfangen?“ fragte ich.

Erstaunlich sicher und deutlich sagte da Kaaperi: „Wir wollen ganz einfach anfangen: Gute Anna Lena!“

„Gut, das ist geschrieben“, sagte ich.

„Schreibt jetzt: Vater — habt Ihr das schon auf dem Papier? — Vater war auf dem Heimwege vom Kajana-Markt bei Euch über Nacht und sah Dich Brod backen. Er sagt, er habe auch mit Dir gesprochen. Als er nach Hause kam, erzählte er Mutter, so daß auch ich es hörte: In Mäkelä bei Maanselkä ist ein stämmiges Mädchen, eine sehr tüchtige Arbeiterin und auch nicht dumm in ihrer Rede. Das wäre die beste Frau für Kaaperi.“

„Gehört das auch zur Sache?“ wagte ich zu bemerken.

„Ja, gewiß gehört das zur Sache“, versicherte Kaaperi, „gerade so fing die ganze Geschichte an. Ja — die beste Frau für Kaaperi, sagte der Vater. Ich dachte darüber nach, wie es wäre, wenn ich versuchte zu freien, und beschloß, Dich zu besuchen, sobald die Erbsen gedroschen wären.“

„Aber auf die Weise kommt ja gar nichts von Liebe hinein“, unterbrach ich ihn wieder.

„Mag sein, aber so muß er meiner Meinung

nach geschrieben werden — Während des Dreschens fiel es mir ein, es wird ja doch nichts besser, wenn ich Dich auch besuche. Du bist nämlich schon das fünfte Mädchen, auf das ich meine Blicke richte, aber jedes Mal, wenn ich allein mit einem Frauenzimmer bin, kann ich kein Wort aus dem Munde kriegen, da ich so schüchtern von Natur bin. Deshalb beschloß ich, Dir zu schreiben, es gehe dann, wie es wolle."

„Nein, bester Kaaperi, dies ist nicht gut. Von den anderen Bräuten darf Nichts erwähnt werden", unterbrach ich ihn, denn ich wollte nicht, daß Kaaperi sich lächerlich machte.

„Gewiß müssen sie erwähnt werden, damit sie nicht sagen kann, ich hätte sie belogen", meinte Kaaperi.

„Aber Du hast ja mit den anderen Mädchen nichts über Deine Absichten gesprochen, welcher Betrug soll denn darin liegen?" sagte ich.

„Wenn auch, aber ich habe doch schon an andere gedacht", sagte Kaaperi und bat dringend, ich solle nur fortsetzen. Ich schrieb also, während er dictirte.

„Den ganzen Frühling lief ich zum Kaufmann und kaufte einen Bogen Papier nach dem anderen. Alle Sonntage schmierte ich sie voll und schrieb, was mir in den Sinn kam, da ich aber nicht in der

Schule gewesen bin, bekam ich nicht einmal einen ordentlichen Anfang zusammen. Jetzt aber hat der Magister aus dem Nachbarhause es übernommen, mir diesen Brief zu schreiben, und daher wird er endlich in Deine Hände gelangen."

Wieder machte ich Einwendungen, denn ich hatte gar keine Lust in einer derartigen Sache genannt zu werden. Aber Kaaperi ging nicht darauf ein, mich aus dem Briefe fortzulassen und so war ich genöthigt, die Worte zu Papier zu bringen. Ueber meiner Achsel verfolgte er genau die Striche der Feder und setzte mit unerschütterlicher Ruhe sein Dictamen fort: „Wenn Du auf meinen Vorschlag eingehst, so komme zu Johanni in unsere Kirche, und sei nicht unschlüssig, wenn Du kommst. Denn es kommen dann auch viele andere Leute aus Eurem Kreise in unsere Kirche, wie sollten die Menschen denn wissen, was Du eigentlich im Sinne hast. Auf die Weise würdest Du dann auch unseren Hof sehen, und Du kannst ja zur Nacht zu uns kommen, so zeigt Vater Dich mir, so daß ich nicht brauche wildfremde Menschen nach Dir zu fragen."

„Aber in des Himmels Namen, hast Du sie denn noch nicht einmal gesehen?" fragte ich ganz verblüfft.

„Nein, wo sollte ich sie denn gesehen haben?" antwortete Kaaperi ruhig und setzte sein Dictat fort.

„Im Uebrigen sende ich Dir viele Grüße und will in diesen Zeilen schon im Voraus mittheilen, daß wir zwei Pferde haben, einen Wallach und eine Stute. Im Stalle stehen sieben Kühe, sechs Milchkühe und eine tragende Kuh, ein Stier und eine Stärke. Schafe waren im Winter vier, und im Frühling holte der Wolf ein Lamm. Schweine haben wir zwei."

„Läßt man nicht am besten dieses fort?" fiel ich ihm in's Wort.

„Weshalb?" fragte Kaaperi. „Wir haben ja zwei ausgewachsene Säue und eine Menge Ferkel, ich weiß nicht recht, wie viele. Das kann Mutter mit ihr besprechen."

„Sollen wir nicht auch die Katze aufnehmen?" schlug ich vor, mit Mühe meinen Ernst bewahrend.

„Dummheiten", meinte Kaaperi lächelnd, „aber von Hühnern soll gesagt werden, wenn sie welche will, so kann sie sie anschaffen."

Dieses wurde geschrieben. Hierauf wurde noch die Größe der Felder berechnet, die Größe der Aussaat und auch der Umstand angegeben, daß die Wiesen gut seien, das Fischwasser passabel, „und der Hof ist vollständig schuldenfrei."

„Nun", meinte Kaaperi, „stände im Briefe Alles, was dort stehen müßte." Auf meine Bemerkung, daß

er ja noch nichts von sich selbst erwähnt hatte, bat er mich, hinzuzufügen, daß er nie Branntwein genieße und am Jakobtage 27 Jahre alt werde.

Der Brief wurde vorgelesen und Kaaperi meinte höchst zufrieden: „Na, jetzt dürfte nichts mehr fehlen, und es wäre doch wunderbar, wenn jetzt nichts aus der Sache würde."

„Aber müßte nicht auch etwas von Liebe darin stehen?" sagte ich.

„Es könnte ja wohl auch das noch hinein kommen, aber wie sollte man es sagen?" meinte Kaaperi nachdenklich.

Ich schlug die schönsten Stellen vor, deren ich mich entsinnen konnte. Als sie nicht taugten, übersetzte ich versuchsweise einige zärtliche Stellen aus Kallisto. Aber Kaaperi schüttelte nur den Kopf und meinte: „Das würde Anna Lene ebenso wenig verstehen, wie ich." Ich forderte ihn auf, selbst etwas Schönes auszudenken. Kaaperi nahm eine tiefernste Miene an, kratzte sich hinter dem Ohr und sagte mit Nachdruck:

„Schreiben Sie so: „Wenn Gott so bestimmt hat, daß wir ein Paar werden, so verspreche ich Dir, Dich mein ganzes Leben in Freud' und Leid zu lieben, wie es Gottes Wort in der Bibel gebietet."

Ich schrieb, und jetzt war der Brief fertig.

Kaaperi las ihn mehrere Mal durch und murmelte zufrieden: „Gerade so — so versteht man zu schreiben, wenn man in der Schule gewesen ist. Ach, hätte doch mein Vater mich in die Schule geschickt; aber ich werde bestimmt meinen Sohn schulen, wenn ich einen bekomme.“ Schließlich nahm er die Feder in die Hand, drehte sie einige Augenblicke zwischen den Fingern, tauchte sie dann entschlossen in das Tintenfaß und schrieb unter den Brief mit ungleichen, langgereckten Buchstaben: „Kaaprieli Meriläinen, eigenhändig.“

Der Brief wurde in ein Couvert gesteckt. Kaaperi nahm ihn sehr vorsichtig in die Hand und sagte, er würde meine Hilfe nie vergessen. Mit Thränen in den Augen bedankte er sich tausend Mal und begab sich endlich fort.

Mir that es leid um Kaaperi und doch mußte ich über seinen sonderbaren Freierbrief lachen, auch war mir etwas bange, daß vielleicht ich selbst den Leuten des benachbarten Kirchspiels zum Gegenstand des Gespöttes würde. Ich vertiefte mich indessen wieder in die Lectüre von der schönen Kallisto und vergaß allmählich die ganze Freierei. Erst einige Wochen nach Johannis, als Kaaperi mich eines Abends besuchte, fiel sie mir wieder ein. Halb im Scherz, halb im Ernst fragte ich, wie weit denn die Sache jetzt wäre.

„Wir werden bald handelseins sein“, antwortete Kaaperi zu meiner Verwunderung. „Anna Lena war mit ihrem Vater zu Johannis bei uns über Nacht. Während der Nacht besprach ich Alles mit ihr, so daß wir in's Klare kamen. Ihr Vater hatte auch nichts gegen unsere Verbindung, nur wollte er mich durchaus nach Mäkelä als Hausschwiegersohn haben, da sein Sohn noch klein ist.“

„Darauf gingst Du doch wohl nicht ein. Wie sollen denn Deine Eltern fertig werden?“

„Ich mußte schon darauf eingehen, denn die Anna Lena ist wie geschaffen für mich. Freilich beschlossen wir Jungen, nach dem Tode des Vaters, oder wenn der Sohn erwachsen ist, hierher zu ziehen, aber für's Erste ziehe ich dorthin, denn der Mann soll Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen“, sagte Kaaperi.

„Ihr sollt also wirklich ein Paar werden. Das hätte ich wahrlich nicht gedacht.“

„Ich war aber meiner Sache ganz sicher“, sagte Kaaperi, „als ich Euch soweit bekommen hatte, an Anna Lena zu schreiben. Nicht jeder Bursche kann seiner Liebsten solch' einen Brief schreiben. Da war auch nicht das Geringste, was nicht an seinem Platze war.“

„Aber Du selbst, lieber Kaaperi, sagtest mir ja die Worte und ich —“

„Nie im Leben hätte ich auf eigene Faust so schreiben können“, behauptete Kaaperi. „Anna Lena sagte, sie hätte geweint, als des Landvogts Mamsell ihn ihr vorlas und dort stand, ich würde sie mein ganzes Leben lang lieben, wie Gottes Wort es fordert. Daraus, sagte sie, habe sie erkannt, daß ich von ernstem Gemüth bin und daß keine Tücke oder Possen mit bei der Sache waren.“

Es ärgerte mich sehr, daß ich mich nicht früher danach erkundigt hatte, ob Anna Lena selbst den Brief lesen könnte; aber jetzt kam die Reue zu spät. Alle Nachbarsleute hielten mich also für einen großen Schelm, der zu seinem Vergnügen unschuldige Menschen zum Narren hatte. Das merkte ich daraus, daß Kaaperi erzählte, die Landvogtsmamsell hätte zu Anna Lena gesagt, sie hätte noch nie einen so gut abgefaßten Brief gelesen. Daher wollte ich unter keiner Bedingung darauf eingehen, ihn in das benachbarte Kirchspiel zu begleiten, um das Aufgebot zu besorgen. Schließlich mußte ich es doch versprechen, als Kaaperi sagte, er würde bei einem fremden Pastor nicht einmal das „Vaterunser“ hersagen können, wenn nicht Jemand aus seiner Heimath mit wäre. „Aber“ sagte er, „die anderen jungen Burschen hier

im Dorfe sind solche Narren, daß sie nicht als Begleiter für einen ernsthaften Mann passen."

Kaaperi empfing von meinen Eltern das Versprechen, daß ich ihn begleiten würde, und auf diese Weise kam ich auf das Aufgebotsfest des jungen Paares. Dort traf ich auch die Landvogtsmamsell, die sich sehr zu amüsiren schien, als sie mich sah. Doch wurde sie ganz ernst, als ich nichts zu merken schien, und deutliches Mitleiden spiegelte sich in ihren Zügen, als ich sagte, es würde nichts schaden, wenn auch die Herrschaften bei ihren Verlobungen ihre Vernunft walten ließen, wie Kaaperi und Anna Lena gethan.

„Das war ganz mein Gedanke", sagte Kaaperi, als er dieses hörte.

Beim Verlobungsfest wurde beschlossen, daß die Hochzeit erst zu Michaeli gefeiert werden sollte. Den Sommer über beklagte sich Kaaperi darüber, daß ich an seinem Freudentage nicht zugegen sein könne, obgleich er es mir zu danken hätte, daß er „alter Junggeselle" ein Weib bekam. „Und ein so schönes", sagte er. Einmal schlug er mir vor: „Könnte es nicht angehen, daß der Herr Magister sein Studentenexamen auf ein anderes Mal aufschiebt?" — Dieses ging indessen nicht an, aber einige Jahre später, als Student, besuchte ich Kaaperi. Er

empfing mich mit Freude und Freundschaft in seinem glücklichen Heim. Auch seinen Kindern erklärte er: „Das ist der Mann, der Eurem Vater in der schwachen Stunde seines Lebens beistand.“ Sich dann zu mir wendend, fuhr er fort: „In jener Nacht habt Ihr mir wohl einen rechten Bruderdienst erwiesen. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie schwer es ist zu freien. Gott gebe Euch einen solchen Helfer, wenn Ihr einen braucht.“

Ich versuchte, ihm klar zu machen, daß meine Hilfe nicht viel zu bedeuten habe, aber er sagte: „Schweigt still, wie hätte ich, ein Dummkopf, der nicht in der Schule gewesen ist, den Brief zusammenstellen können. Deshalb werde ich meinen Jungen Unterricht schaffen, so daß sie nicht in dieselbe Klemme zu kommen brauchen — das thue ich, es mag kosten, was es wolle.“

„Und Klein-Maga soll auch in die Schule kommen“, fügte Anna Lena hinzu, „damit sie nicht durch das ganze Kirchspiel zu laufen braucht, um sich ihren Brief vorlesen zu lassen, wie ich es mußte.“

Auf diese Weise freite und so lebte Kaaperi Meriläinen glücklicher als mancher Andere, der auf schönere Weise gefreit; denn er liebte seine Anna Lena und seine Familie, wie Gottes Wort es befiehlt.

XII.

Beim Pfarrer.

Von Juho Reijonen.

Aus dem Finnischen von Max Buch.

Ho-ho-ja!" seufzte die alte Hedda, indem sie sich aus der hockenden Stellung zwischen den Blumenbeeten im Garten erhob. „Der alte Rücken fühlt es, wenn man so stundenlang diesen Strunt gäten muß. — — Und was nützen die Dinger! Ja, wenn man sein Feld mit Kartoffeln besteckte, das wäre doch was. Aber solche Herrschaften müssen immer was Besonderes haben. Und mit welchem Eifer erst die verdrehten Mädchen sich mit ihren Blumen beschäftigen! — — Ja, steht da nicht wahrhaftig wieder die Fanny und bastelt an ihren Georginen herum. Ja, ja: Auch ein Königskind ist ein Kind, sagt man, weshalb nicht auch ein Pastorskind."

Die alte Hedda wollte eben wieder zu ihrer Arbeit niederhocken, erhob sich aber gleich wieder, als sie Wagengerassel auf der Landstraße hörte, beschützte die Augen mit der Hand und schaute neugierig nach den Kommenden aus. Plötzlich ließ sie die Hand herabgleiten und rief: „Fanny! — hören Sie, Fräulein Fanny! Schauen Sie, dort!“

Ein junges Mädchen in heller Sommerkleidung näherte sich der Alten, auch im Gehen noch ihren Strauß bindend.

„Was ist denn da so Besonderes zu sehen?“ fragte sie sorglos.

„Was? Sehen Sie denn nicht, daß das der Kiveläwirth ist und der Karl Kocko,“ sagte sie in etwas gereiztem Tone.

„Ich sehe sie wohl“, sagte das Mädchen, „sie haben sicher ein Anliegen an den Vater.“

„Sicher“, wiederholte die alte Hedda mit Nachdruck. „Ganz bestimmt soll der Karl mit dem Mädchen da aufgeboten werden, die mit ihnen ist. Ist das nicht eine Sünde und Schande!“

„Weshalb soll denn das eine Sünde und Schande sein?“ hörte man jetzt eine fröhliche Stimme fragen, und zwei weiche Mädchenhände erfaßten die Alte und kehrten sie rund herum. „Die Hanna ist immer solch ein Wildfang“, sagte die alte Hedda,

„man müßte es dem Pastor sagen.“ Ihre Stimme klang aber gar nicht böse.

„Zuerst aber sagt mir, Herzens-Hedda, was war da so Schreckliches?“ fragte Hanna.

„Na, ich meinte nur so, weil der Kiveläwirth den Karl Kocko zum Aufgebot hergebracht hat.“

„Ja, aber ist denn das so furchtbar? Laßt doch den Karl Kocko auch seine Hausfrau bekommen“, sagte Hanna, „Ihr habt ja auch einen Mann gehabt.“

„Sogar zwei hab' ich gehabt, das heißt den Einen nach dem Anderen. Nur daß die Mikkola-Karline nicht den Karl heirathet, das ärgert mich. Und jetzt kam der Karl mit einer Anderen zum Pastor. Wer es nur sein mag, eine ganz Unbekannte, und arm scheint sie auch zu sein.“

„Ich kannte sie auch nicht“, erklärte Hanna, „Rieke wurde sie genannt und schien von den Inseln zu Hause, denn sie war so sonnenverbrannt.“

„Die Rieke also, die Rieke war es. Na, hat aber die Rieke Glück, einen solchen Mann zu bekommen — — ein Mädchen, die nichts besitzt als ihre leeren Hände“, staunte Mutter Hedda. „Nein, das muß ich sagen, hat das Mädchen Glück.“

„Ist denn der Karl Kocko so der beste aller Männer?“ fragte Fanny.

„Das will ich meinen! Ein ausgezeichneter

Mann. — Ach, die dumme Karline, daß sie den Karl nicht nahm“, klagte Mutter Hedda weiter.

„Ihr hättet ihr als ältere und verständigere Person rathen sollen“, warf Hanna ein, ihrer Schwester schelmisch zunickend.

„Rathen? Habe ich ihr wenig zugeredet! Aber bleibt denn Wasser im Siebe? Sie sagt nur immer, es ist ihr wider die Natur. — — Es ist ihr wider die Natur, und doch hat der Karl ein Pferd und zwei Kühe“, erklärte Mutter Hedda und schüttelte mißbilligend den Kopf.

Inzwischen war das Brautpaar mit seiner Begleitung zum Propst hineingegangen. Bald darauf rief dieser durch's offene Fenster Mutter Hedda hinauf in's Amtszimmer „als Zeugin“. „Hier soll's wieder ein Ehepaar geben“, erklärte der Pastor ihr. Mutter Hedda wischte rasch ihre Hände am Rasen ab und ging zum Pastor hinein. Dieser saß im Schaukelstuhl und blies dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife vor sich hin. Die Zeugen mußten nun zunächst hören, daß sowohl der Bräutigam als die Braut „freiwillig und ungezwungen in den Stand der heiligen Ehe zu treten wünschten“, worauf der Pastor über die christliche Ehe zu reden begann. Schön und beweglich schilderte er den jungen Leuten, wie die Ehen im Himmel geschlossen

würden, wie aus der Ehe die Familie und aus der Familie die Gemeinde und der Staat hervorgehe, und wie das Heim die Pflanzstätte des Herren sei.

So beweglich sprach er, daß Mutter Hedda sich das eine Mal über das andere mit ihrer erdigen Schürze eine Thräne aus dem Augenwinkel wischen mußte. Sie hätte auch gern noch weiter zugehört; aber die Rede erhielt ein jähes Ende.

Der Propst fing nämlich an über die Liebe zu reden, kam aber kaum über den Anfang hinaus, als er vom Kiveläwirth unterbrochen wurde. Mitten in der Rede erhob sich dieser vom Divan, in dem er bisher gesessen, und begann sich höflich vor dem Pastor zu verbeugen. „Was wünscht Ihr zu fragen?“ unterbrach sich dieser.

„Ich wollte nur sagen“, ließ sich der Bauer vernehmen, „daß der Herr Pastor ja nicht meinen möchte, daß hier was von Liebe im Spiele sei. Ich weiß ganz genau, daß diese beiden jungen Leute sich früher nicht einmal gekannt haben. Erst gestern sahen sie sich zum ersten Male auf dem Jahrmarkt in Jämsä, so daß man nicht glauben kann, daß hier irgendwie von Liebe die Rede sein könnte.“

Der Propst gerieth sichtlich in Verlegenheit, da er nicht recht wußte, ob der Vorsprecher sich über sein Brautpaar lustig machte, oder ob er etwas

Anderes unter Liebe verstand als andere Leute. Er erklärte daher kurz, daß das Aufgebot mit Stempelgebühr 6 Mark 60 Penni koste, und verwies auf den am Nebentische sitzenden Hilfsprediger. Beide Pastoren wünschten darauf dem jungen Paare Glück und verabschiedeten sich ordentlich mit Handschlag.

In der Thür begegnete den Brautleuten der hinkende junge Bauernwirth von Kotila, der von seinem Vater Amt und Würde eines Gerichtsbeisitzers geerbt hatte; er wurde für einen besonders verständigen Menschen angesehen.

„Guten Tag, junger Beisitzer“, begrüßte der Propst den Kommenden und hieß ihn sich setzen, bis der Kaffee käme. Der Gast setzte sich an der Thür nieder und drehte mit nachdenklicher Miene seine Mütze auf den Knieen. Der Hilfsprediger konnte das Gespräch nicht recht in Gang bekommen; bald aber kam der Propst mit dem Dienstmädchen zurück, ließ Kaffee anbieten und fragte, wie es geht.

„Danke sehr“, antwortete der Beisitzer. „Es geht Manches nicht, wie es sollte.“

„So, so,“ murmelte der Propst, „will die Wirthschaft nicht recht glatt gehen, seit der Vater sein Haupt niedergelegt?“

„Ach, die Wirthschaft, die ginge schon, aber die

Schwestern machen Einem Noth", sagte er mit etwas ärgerlicher Stimme.

„Ja, was ist denn mit denen? In der Confirmation waren es doch tüchtige, saubere Mädchen."

„Nun, sie wären ja sonst nicht so übel, auch jetzt noch, aber der Kaarela-Hermann will sich nicht mit der Manda trauen lassen, und die Anni wieder will durchaus nicht Hofbäuerin in Toppola werden, sondern den Kleinpächter in Kuusela nehmen, um's Hungerleiden zu lernen."

„Nun, nun", besänftigte der Propst, „die Kuuselawirthin braucht keinen Hunger zu leiden; es ist ja eine tüchtige kleine Pachtung und der Peter ist ein ordentlicher Junge."

„Das ist ja wohl so, aber ein Käthner ist doch nur ein Käthner, und da ist ja nicht einmal ein ordentliches Wohnhaus. Da giebt es ja keinen warmen Raum außer der einen erbärmlichen Stube — denn die Getreidedarre und Badestube, ha-ha-ha!" und er lachte hochmüthig. „Deshalb gerade wollte ich mit Ihnen reden; wäre es nicht möglich, die Anni durch strenge Vermahnung anzuhalten, nach Toppola zu gehen?"

Da der Propst nicht antwortete, fuhr er fort: „Die Mutter sagt auch, sie hätte durchaus keine Lust gehabt, meinen seligen Vater zu nehmen, aber

was sollte sie thun, da die Eltern es einmal so beschlossen hatten. Noch auf dem Wege zur Trauung hatte sie sich gesträubt, aber da hat ihre Tante sie an den Haaren gezupft und gesagt: „Du möchtest wohl was auf den Buckel haben“; da half dann nichts, sie mußte schon mit, obgleich es viele Thränen kostete. Die Mutter sagte noch, es wäre ja eine Schande für die ganze Familie, wenn ein Käthner da hineinheirathete, besonders da sie nicht zu fürchten braucht, ledig zu bleiben, im Gegenteil hätte sie die Möglichkeit, einen Hof zu bekommen.“

„Es ist schwer, sie dazu zu überreden, zumal ja der Toppolabauer schon Kinder im Alter der Anni hat“, sagte der Propst.

„Schwierig ist es ja wohl“, gab der Gast zu. „Wir haben ja auch schon unser Bestes versucht, ich und die Mutter, aber in deren Kopf kriegt man keinen Verstand. Ich verstehe nicht, was die Anni so verdreht hat, Toppola ist doch ein so stattlicher Hof.“

„Ein stattlicher Hof, stattliche Gebäude“, wußte auch der Propst zu sagen, „aber man verheirathet doch die Mädchen nicht mit Häusern, sondern mit Männern.“

„Gewiß nicht mit Häusern, gewiß nicht, aber ihr Benehmen ist doch sehr verkehrt. Sie können

sich nicht denken, guter Herr Pastor, was die Anni mir antwortete, als ich ihr sagte, daß in Kuusela das Wohnhaus aus einer Stube bestände, die zugleich Küche und Wohnzimmer ist?"

„Nun sie wird wohl gesagt haben, daß sie den Peter liebt — — oder — — gern hat", rieth der Propst.

„Nein, so was hat sie nicht gesagt, sondern sie sagte: und wenn er gar keine Stube hätte — — denken Sie sich solch einen Unsinn — — und wenn er gar keine Stube hätte, sagt sie."

„Nun will denn der Toppolawirth die Anni so gern?" fragte der Propst. „Anni ist ja noch ein junges Ding und er schon ein Graukopf — und dazu Wittwer."

„Eigentlich wollte der Toppolasche die Mina freien, aber da die nicht mehr zu haben war, so wies er auf die Anni und sagte: Na, die ist ja auch ein Mensch."

„Aber könntet Ihr nicht den Kuusela-Peter als Schwiegersohn zu Euch nach Kotila nehmen? Ich meine — — —"

„Wir haben Kotila schon in der vorigen Woche verkauft."

„Wie, schon verkauft! Wo kam denn so rasch ein Käufer her?"

„Er ist da aus der Gegend von Tavastehus her“, antwortete der Beisitzer.

„So, so. Na, wieviel bekamt Ihr denn für Kotila?“

„Für Zehntausend ging es jetzt.“

„Aber ich erinnere mich doch, daß der Jonas Särkä Zwölftausend geben wollte!“ wunderte sich der Propst.

„Das ist schon richtig, aber jetzt ging die Schwester Mina mit auf den Kauf“, erklärte der Beisitzer. „Außerdem erhalte ich und die Mutter ein Jahrgeld ausgezahlt. Ich tauge ja doch nicht zum Arbeiter.“

„Na, war denn die Mina mit diesem Handel zufrieden?“ fragte der Propst erstaunt.

„Weshalb denn nicht? Es war freilich vorher ein wenig davon die Rede gewesen, daß die Mina den Takkula-Matti heirathen sollte, aber später meinte sie doch, es wäre ja einerlei, wen sie nähme, wenn sie nur einen Hof bekäme. Die Anni aber ist nicht so klug wie die Schwester.“

„Hm, hm“, machte der Propst und fragte dann: „Es wird wohl am besten sein, die Anna dem Zuge ihres Herzens folgen zu lassen. Man soll Niemanden zur Ehe zwingen. Ja, wir können dafür zu schwerer Verantwortung gezogen werden dereinst beim jüngsten

Gericht, wenn etwa Jemand durch unsere Schuld unglücklich würde."

„Das könnte am Ende wohl so sein", gab der Beisitzer jetzt zu, drehte aber immer noch die Mütze zwischen den Fingern; schließlich faßte er Muth und fragte unsicher: „Dann wird wohl diesmal auch nichts aus der Trauung der Manda mit dem Hermann?"

„Ja, das ist eine ganz andere Sache", meinte der Propst. „Die sind ja schon lange aufgeboten, und die Manda wohnt ja wohl schon in Kaarela?"

„Ja, seit St. Marien — — wie lange mag das schon her sein?" fragte der Beisitzer.

„Das sind bald drei Monate. Ja, dies Beisammensein vor der Trauung ist auch wider Gesetz und Ordnung, so daß ich den Hermann von Amtswegen zur Trauung anhalten muß. Ich werde mir mal die Beiden kommen lassen und ein ernstes Wort mit ihnen reden."

„Der Hermann ist schon hier in der Leutestube. Ich ließ ihm keinen Frieden, bis er mitkam; vielleicht kriegt man ihn bei der Gelegenheit gleich zur Trauung, und die Manda kam in dieser Hoffnung auch gleich mit."

„Ruft sie dann gleich her", befahl der Propst, „ich besorge inzwischen Trauzeugen und ziehe meinen Talar an."

Als der Beisitzer von Kotila in's Amtszimmer des Pfarrers zurückkehrte, war dort schon ein rother Teppich ausgebreitet und darauf zwei bunte Divankissen neben einander hingelegt. Fräulein Fanny saß vor dem Harmonium und blätterte im Choralbuch, während Hanna dem Vater half, das Amtsgewand anzulegen. Mutter Hedda und ein paar Dienstmädchen standen in der Nähe der Thür an der Wand, mit andächtigen Gesichtern die Amtshandlung erwartend.

„Nun, Hermann, tritt mal dort auf die rechte Seite und Manda steht hier links. Ich werde Euch ein Zeichen geben, wann Ihr niederknieen sollt", sagte der Pastor.

„Schon Trauung?" fragte Hermann gedehnt.

„Ja natürlich, wenn der Pastor es befiehlt", zischte Manda im Flüsterton und versuchte ihren Bräutigam zum bezeichneten Platze zu ziehen.

„Nein, Herr Propst", stöhnte Hermann, sich verbeugend und zugleich sich bemühend, seinen Arm aus der Hand Manda's zu befreien. „Ich kann mich nicht mit dieser Person trauen lassen."

„Aber Du mußt, da Du das Mädchen einmal so weit verleitet hast", sagte der Pfarrer mit Nachdruck.

„Ich habe sie nicht verleitet, Herr Propst. Der Ohm hat die ganze Geschichte eingefädelt. Außerdem haben mich diese Kotilaschen die ganze Zeit betrogen und hingehalten."

„Wäg' Deine Worte, Mensch", rief der Beisitzer ungeduldig, „auf welche Weise sollen wir Dich betrogen haben?"

Indessen erklärte Hermann dem Propste ziemlich ruhig seine Behauptung: „Sie versprachen, den Hof mir zu verkaufen, und der Ohm begann daher mit dieser ganzen Geschichte, jetzt aber haben sie ihn einem Anderen verkauft."

Aber guter Mann", rief der Propst, „Du hast ja selber schon einen schönen Hof."

„Das ist wohl so, aber mein Vater hatte damals in der Trunkenheit versprochen, für die Schwester Elina den Keckola-Matti als Schwiegersohn in's Haus zu nehmen."

„Aber des Matti Weib lebt ja noch", sagte der Propst.

„Ja, des alten Matti, aber den jungen Matti hatte der Vater versprochen zum Schwiegersohn zu nehmen, wenn er zum Mann erwüchse", erläuterte Hermann. „Und wie viel Jahre braucht's denn bis dahin."

„Nein, lieber Hermann, der junge Matti kümmert sich dann nicht mehr um Deine Schwester, sondern nimmt sicher ein Mädchen aus dem Oberhofe", warf Manda ein.

„Das habe ich auch gemeint und abwarten

wollen“, gab Hermann zu, und dann fügte er, zum Propst gewandt, noch hinzu: „Diese Manda taugt mir auch sonst nicht, sie ist so verschwenderisch.“

„Sie würde wohl nicht so verschwenderisch sein, wenn sie nur erst ihre eigene Wirthschaft bekäme — — nicht wahr, Manda?“ wendete sich der Propst dieser zu.

„Nein, gewiß nicht“, versicherte Manda mit einem tiefen Knix.

„Na, da hast Du es gehört, Hermann“, sprach der Propst, „jetzt läßt Du Dich wohl trauen?“

„Nein, Herr Propst, eher ginge ich nach Rußland.“

„Nun nimm doch einmal Vernunft an und bedenke, welche große Schande das für die Tochter eines so reichen und angesehenen Hofes, wie Kotila, wäre“, sagte der Propst aufmunternd.

„Ich kann nicht“, versicherte Hermann — — „nein, es geht nicht an, es ist mir wider die Natur.“

„Verbeiß Deine Natur, es wird schon gehen“, bat Manda.

„Nun, wenn ein gutes Wort nicht verschlägt“, hob jetzt der Propst streng an, „so müssen wir andere Saiten aufziehen. Weißt Du auch, was Deine Halsstarrigkeit zur Folge hat? Zuerst wirst Du vor den Kirchenrath berufen, dann kommst Du vor's

Domcapitel, mußt viele Male in's Gericht laufen und schließlich geht Haus und Habe für Strafgelder und Gerichtskosten darauf."

„Dann mag es gehen, ich will nicht", beharrte Hermann, aber da wurde der Propst zornig.

„So, so", brach er heftig los, „Du willst also Deine ehrenwerthen Eltern für ihre alten Tage mit dem Bettelstab auf die Landstraße stellen! Schämst Du Dich nicht! Gleich am nächsten Gerichtstag wirst Du eingeklagt und sollst Strafe zahlen für Dein Zusammenleben mit der Manda, und dann bekommst Du in Deinem Leben kein ehrliches Weib mehr, und wenn Du es unter der Erde suchtest, das glaub' mir."

„Muß man auch dafür Strafe zahlen?" fragte Hermann ängstlich.

Der Propst nahm das Gesetzbuch aus dem Bücherschrank und blätterte eine Weile darin herum. Währenddessen wandte sich Hermann zum Beisitzer und fragte: Würdest Du mir Euren schwarzen Wallach drauf geben?"

„Gieb, gieb ihn", flüsterte Manda ihrem Bruder in's Ohr, aber dieser schwieg still.

Schließlich fand der Propst, was er gesucht und las laut einige Gesetzesparagraphen vor.

„Nun wirst Du Dich jetzt trauen lassen?" fragte er streng.

„Na, mir ist es gleich, wenn der Propst es einmal so will, und der August hier zu dem früher Versprochenen den schwarzen Wallach drauf giebt.“

„Ich kann es am Ende thun“, sagte der Beisitzer langsam.

Bald darauf hörte Hanna, die draußen im Garten saß, drinnen die Trauungsgebete lesen. Sie kümmerte sich nicht viel darum, sondern beobachtete gespannt zwei Schwälbchen, die einmüthig unterm Dachvorsprung ihr Nest bauten. Aus ihren Träumereien weckte sie erst die Melodie des Trauungsliedes, wobei sie in Thränen ausbrach. Auch die Stimme der Schwester Fanny, die drinnen sang, schien etwas zu zittern, nur die alte Mutter Hedda hörte man mit lauter fester Stimme singen:

Ach bleib' mit Deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ —



XIII.

Der Rechte.

Von Juho Reijonen.

Aus dem Finnischen von Anna Buch.

Einige Stunden von Kuopio entfernt, zieht sich eine langgestreckte, steinige Landzunge hin, deren Ufer unaufhörlich von Kallavesi's friedlosen Wogen bespült werden. Vor ungefähr 50 Jahren stand dort ein Wald, der zum größten Theil aus Laubbäumen und üppigen Wachholdersträuchern bestand. Hier und da unterbrachen runde, einmal gerodete Plätze den Wald, und jedes Jahr kam eine neue Rodung dazu, um dann einen neuen, kahlen Fleck zu hinterlassen. Der alte Besitzer des Niemelägehöftes kümmerte sich aber sehr wenig um eigentlichen Ackerbau, war aber dafür ein wahrer Schrecken für alle jungen Birken, die er unermüdlich zu Scheiterhaufen niederhieb und auf welchem Orte er

dann, wenn sie in gewöhnlicher Ordnung verbrannt waren, seinen Winterroggen erntete, für sich, seine Frau und seine kleine Tochter. Auf den alten gerodeten Stellen fand sich dann gute Weide für Niemelä's drei hornlose Kühe und den wohlgenährten Stier, und im Hochsommer brauchte auch das scheckige Pferd, das fast wie eine Kuh aussah, keinen Futtermangel zu leiden. Im Winter dagegen magerte es immer bedeutend ab, weniger infolge von Lastenziehen als durch Hunger. Es konnte sich eben durchaus nicht an das harte Heu der Naatisalo-Moorwiese gewöhnen und anderes Heu gestattete die Hofbäuerin ihm nicht. Die Schafe waren die Einzigen, welche fett wurden und sehr zufrieden mit des Gaules Gewohnheit waren, am Futter zu mäkeln, denn sie bekamen Alles, was er übrig ließ.

Man kann aber nicht sagen, daß die Familie oder auch das Vieh in Niemelä jemals eigentlich Hunger litt, denn der Hofbauer arbeitete beständig und war unermüdlich im Hauen von Rodungen, und die Wirthin verstand sich so gut auf die Kunst, Baumrinde in den Teig zu mischen, daß das Brod weder sehr malzartig wurde, noch Harzgeschmack bekam; und wenn die kleine Mina sich bisweilen darüber beklagte, daß das Brod bitter wäre, so verstand die Mutter es immer so gut, die Gottesgabe

mit etwas Milch und schönen Worten zu würzen, daß Mina gern ihre Brodrinde kaute. Und gut schien sie ihr zu bekommen, denn sie war eine rothbäckige Dirne, die mit jedem Tage wuchs und an Kraft und Verstand zunahm, und besonders in der Unbändigkeit sich mit Riesenschritten vervollkommnete.

Still und ruhig verflossen die Tage in Niemelä. Viele, viele Jahre gingen dahin, ohne daß sich irgend etwas Bemerkenswerthes zutrug — wie häufig geschieht eigentlich etwas Bemerkenswerthes im Menschenleben? Mina wurde den Sommer darauf zur Confirmation angenommen, nachdem der Pastor sie das Jahr vorher in die Cantorschule geschickt hatte, damit sie sich besser im Lesen übe. Mina war nicht wenig böse darüber, aber was war zu thun, der Obrigkeit muß man gehorchen. Die anderen Mädchen neckten sie damit, trotzdem es nicht ihre Schuld war. Ihre Mutter konnte alle Sprüche nur auswendig, wie sollte sie denn ihre Tochter lesen lehren? Das Jahr darauf setzte aber Mina Pastor und Küster in Erstaunen durch ihr reines Lesen. Sie hatte nicht nur die Cantorschule besucht und dort die Anfangsgründe gelernt, sondern mit ihrer trefflichen Begabung auch sonst ihr Jahr so gut angewandt und so viel Neues gelernt, daß, wäre

nicht Wille Pitkanen gewesen, Mina Heikkinen die erste unter allen Confirmanden, Mädchen sowohl als Knaben, gewesen wäre. Die Beiden waren nun die Besten, das erkannte auch der Pastor an, indem er Jedem von ihnen zum Andenken an die Confirmation ein Buch schenkte; eine Ehrenbezeugung, die seit Gedenken Niemandem in diesen Gegenden zu Theil geworden war. Gemäß der weisen Vertheilung des Pastors erhielt Mina „Die Branntweinpest, eine traurige Erzählung“ und Wille die Erzählung „Das Goldmacherdorf“.

Mina's Ruhm drang nun durch die ganze Gegend, und da sie nicht wollte, daß man sie besser mache, als sie war, arbeitete sie fleißig an sich, um ihrem Rufe nicht nachzustehen.

Niemelä-Mina's Namen wurde weit bekannt, und sie hatte es also der „Branntweinpest“ zu verdanken, daß sich Freier einstellten, so zahlreich wie Hagelkörner während des Gewitters.

Das Gerücht sagte: Mina

„Hatte klare, blaue Augen,
War von stolzer, würd'ger Haltung;
Hatte Reichthümer und Schönheit;
Hatte frische, rothe Wangen
Und ein gut und freundlich Herze.“

War es da zu verwundern, daß

„Freier wohl von allen Enden
Warben um der Jungfrau Liebe.
Kamen her aus neun der Kreise,
Zehn der reichsten Pastorate.
Freier kamen aus Karelen,
Auch aus Tavastland, dem weiten,
Und von Savos tausend Dörfern,
Von des stolzen Wiborgs Marken."

Mina's Eltern waren sehr zufrieden mit diesem Andrang von Freiern und redeten ihrer Tochter zu, doch den Einen oder Anderen zu erhören, aber Mina kümmerte sich um Keinen von ihnen. Allmählich begann die Freierschaar sich zu lichten, und das Leben in Niemelä nahm seinen alten ruhigen und stillen Lauf. Mina's Ruf fing auch an, altmodisch zu werden, und neue Rosen zogen die Freier an. Es sah aus, als ob die Mina beschlossen hätte, unverheirathet zu bleiben.

Eines Morgens krachten die Hauswände in Niemelä vor Kälte, und der alte Paavo fand, es sei nothwendig, in den Wald nach Holz zu fahren.

Er machte sich früh auf, spannte seinen alten Wallach vor den Holzschlitten und setzte sich ruhig darauf, die Füße gegen eines der Querhölzer stemmend. So fuhr er dann am frühen Morgen auf dem schmalen, zwischen reifbedeckten Bäumen sich schlängelnden Wald-

wege dahin, und sich fleißig ermunternd, summte er die für diese Jahreszeit nur wegen ihrer Länge passende Melodie: „Des milden Sommers Reize." Der Alte athmete die reine Luft tief ein, und die stille Feierlichkeit des Waldes übte eine wunderbare Wirkung auf sein Gemüth. Er dachte über Mancherlei nach, und besonders fielen seine Gedanken auf den langen, tiefen Frieden des Grabes. Dorthin fing er an sich zu sehnen. Der Gurt saß ihm etwas zu fest und er löste ihn ein wenig. Die Zügel blieben lose hängen, und der Alte saß und hielt die beiden Enden des Gurtes in seinen Händen. Der Wallach blieb stehen und wandte ein Mal über das andere den Kopf, um einen verwunderten Blick auf seinen Herrn zu werfen; aber dessen Gedanken weilten fern in unbekannten Gründen jenseits des Grabes. Ein im Walde verirrter, einsamer Luftzug schüttelte den Reif von den Zweigen der nächsten Tannen auf das graue Haupt des Alten, aber er merkte es nicht. Ein anderer, kräftigerer Windstoß öffnete des Alten Pelzrock vollständig, aber er achtete dessen nicht, und Alles war wieder so ruhig und still wie vorher. Nach einer Weile störten auch die Athemzüge des Greises nicht mehr den tiefen Frieden der Natur.

Endlich wurde es dem Wallach langweilig, so unthätig zu stehen; langsam und so gut er konnte,

kehrte er um. Der von der Kälte erstarrte Greis fiel bei der Wendung vom Schlitten, und zitternd vor Frost setzte das Pferd den Weg nach Hause fort.

Nachdem der Alte zu Grabe getragen war, überlegten Mutter und Tochter, wie sie jetzt am besten ihr Leben einrichten sollten; denn schlimm steht es in dem Hause ohne Frauen, noch schlimmer aber mit einem Hause ohne Männer. Und nicht ganz ohne Grund warf die Mutter der Tochter vor, daß sie so vielen tüchtigen Freiern einen Korb gegeben hatte.

„Sieh doch selbst", sagte die Alte, „brauchten wir nicht einen Mann im Hause? Wer soll jetzt Neuland brennen, Heu mähen und alle Hofarbeiten machen? Ach, daß Du den Ahola-Pekka nicht nahmst, dann wären wir aus aller Noth. Jetzt mußt Du den Ersten nehmen, der kommt, wenn überhaupt noch Jemand kommt. Ich bin auch schon zu alt, um zu heirathen, und einen Knecht können wir nicht halten, denn heutzutage verlangen sie drei Tonnen Getreide und Arbeitskleider und taugen doch nicht viel. Ach! Ach! Was sollen wir nun anfangen?"

Mina antwortete nichts, und nach kurzem Nachsinnen begann die Alte wieder:

„Ach, daß ich auch schon so alt bin. Jetzt würde nicht einmal Sorri-Matti mich haben wollen — aber höre", unterbrach sie sich plötzlich, „sollte

nicht Niemilä-Pirti Dich noch nehmen, wenn Du so eine kleine Andeutung machen wolltest? Es heißt freilich, er trinke ein wenig, aber er ist ein guter Arbeiter, wie Dein seliger Vater sagte."

Mina hatte bei den Worten der Mutter den Mund verzogen, aber jetzt versuchte sie sie zu beruhigen und sprach:

„Pirti paßt nicht für mich und würde mich auch jetzt gar nicht mehr haben wollen, da es heißt, er freie die Ahola-Mari. Auch weiß ich doch nicht, ob ich ihn nehmen würde. Uebrigens will ich überhaupt Keinen haben, wenn nicht der Rechte kommt — und was die Arbeiten betrifft, so können wir uns schon einen Knecht halten. Wollt Ihr aber nicht darauf eingehen, so kann ich im Nothfall selbst pflügen."

„Du sprichst immer vom Rechten, es scheint aber kein solcher zu kommen, wenigstens zeigt sich keiner."

„Es sieht in der That so aus", sprach Mina, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

Auf dem Hofe hörte man Schritte, und gleich darauf wurde die Thür geöffnet. Es stürmte zuerst ein Hund herein, der zum Entsetzen der Hausfrau im Zimmer umhersprang und Alles beschnüffelte. Dem Hunde folgte ein junger Mann von Mittellänge mit einer Büchse über der Achsel und ein Paar Birkhühnern unter dem Arme.

„Pilkki, ruhig!“ sprach er zu dem Hunde, und darauf erst reichte er der Wirthin und ihrer Tochter die Hand.

Mina erröthete sichtbar, als der Fremde ihr schüchtern die grobe Hand reichte, aber die Mutter bemerkte es nicht, ebenso wenig der Fremdling, denn er wagte nicht die Augen aufzuschlagen und das Mädchen anzusehen.

Nachdem er eine Pfeife geraucht hatte, wollte sich der Gast wieder verabschieden, die Wirthin forderte ihn jedoch auf, an ihrem Frühstück theilzunehmen, und da auch Mina sich dieser Aufforderung anschloß, wollte er die Bitte nicht abschlagen und blieb zum Frühstück. Sie sprachen über Dieses und Jenes, bis Mina nach einem kurzen inneren Streit gleichsam ganz zufällig erwähnte, daß ihre Mutter und sie einen Knecht brauchten.

Das Ende war, daß der Knecht Wille Pitkanen, als er Niemelä verließ, als Knecht für den Hof angenommen war. Der Lohn war gerade nicht sehr groß — Arbeitskleider und eine Tonne Getreide, zur Hälfte Roggen, zur Hälfte Gerste — und doch sang er vergnügt, als er ging, um seine Sachen zu holen:

Braun erglänzt das Schilf am Strande,
Brauner meiner Holden Hauptthaar,
Schön erglüht der Tag des Sommers,

Schöner wohl der Liebsten Wangen;
Hell die Stern' am Himmel blinken,
Heller leuchten ihre Augen.

und Freude strahlte aus seinen Augen.

Der Winter verging und die Wirthin hatte sich allmählich gewöhnt, Wille als zur Familie gehörig anzusehen, so fleißig und umsichtig war der neue Knecht. Er brachte mehr zu Wege, als seiner Zeit der Hauswirth selbst. Auf Wille's Vorschlag hatte man schon im ersten Herbst neue Balken unter die alten Vorrathshäuser gelegt, damit, wie er sagte, es nicht aussähe, als ob eine Riesenwelle sie an den Strand geworfen. Auch beschloß man die Vorlandwirthschaft zu vermindern und zu versuchen, ob sich nicht mit geringer Mühe aus einem Stück Brachland ordentlicher Acker machen ließe. Die Schiebeluken der Rauchstube waren während des Winters durch ordentliche Fenster mit Glasscheiben ersetzt worden; einige Scheiben waren wohl noch, in Ermangelung des Glases, durch dünne Kienspähne ersetzt, doch ließen diese jedenfalls das Licht besser durch, als die alten Schiebebretter. Die Rauchöffnung im Dach war ganz und gar verschwunden und ein wirklicher Schornstein aus Ziegeln prangte jetzt auf dem Dache des Niemelä-Gehöftes gerade wie auf den herrschaftlichen Häusern. Diese Veränderung konnte

die alte Wirthin nicht genugsam segnen, denn ihre Augen waren in zwanzig Jahren nicht so gesund gewesen, wie diesen Winter, sagte sie. Eine Menge Veränderungen und Verbesserungen waren vorgenommen worden, wenn auch noch viel zu thun übrig blieb.

Man lebte ruhig und still im Hause und Alle schienen zufrieden.

Einmal fragte die Wirthin Wille, wo er dieses Alles gelernt habe.

„Aus dem „Goldmacherdorf", das ich vom Pastor bekam", antwortete Wille.

Die Wirthin glaubte, er treibe seinen Scherz mit ihr, da sie seine Antwort nicht verstand, im Uebrigen war das Verhältniß zwischen ihnen das bestmöglichste. Zwischen Mina und Wille dagegen schien nicht Alles in Ordnung. Sie sprachen so wenig als möglich mit einander und fast nie unter vier Augen. Und doch betrachteten sie einander mit Wohlgefallen, wenn der Andere es nicht bemerkte. Die Wirthin erzählte Wille, Mina hätte erklärt, alte Jungfer zu bleiben, wenn nicht der „Rechte" käme, um sie heimzuführen: „aber", fügte sie hinzu, „ich weiß wahrhaftig nicht, was sie mit dem Rechten meint, vielleicht ist das nur so eine List von ihr."

Wille glaubte zu verstehen, was Minas „Rechter" bedeute, nämlich irgend einen reichen und großen

Herrn, einen Länsman oder dergleichen, und das kränkte ihn so, daß er beschloß, sogleich seinen Dienst zu verlassen. Daraus wurde jedoch nichts, sondern er blieb auf dem Hofe, bis Mina's „Rechter" käme, denn er konnte nicht fassen, wie er fernerhin leben sollte, ohne Mina alle Tage zu sehen, verrathen aber wollte er sich jedenfalls nicht.

So kam die Heuzeit. Wille begab sich mit dem Boot zur Naattisalo-Wiese, um Heu zu mähen, und miethete dort einen anderen Buben zur Hilfe. Da auf diese Weise zwei Münder von seinem Speisevorrath zehrten, war dieser bald zu Ende, und Wille stieß eines Abends gegen Mitternacht in Niemelä mit dem Boote an's Land.

Mina hatte den Tag über mit der Mutter auf einer alten Rodung Heu gemäht und kam gerade mit der Harke über der Schulter nach Hause, als Wille mit dem Ränzel aus Birkenrinde auf dem Rücken und der Milchbütte in der Hand vom Ufer zum Hause hinaufging. Sie begegneten sich auf dem über das niedere Stacket führenden Bretterstege.

„So spät noch auf", sagte Wille, der glaubte, etwas sagen zu müssen.

„Ha, ha, ha! Wille, was Du doch redest", lachte Mina und blickte ihm schelmisch in die Augen, „als ob Du nicht wüßtest, daß man in unserer Gegend

im Sommer immer bis Mitternacht mäht und mit Sonnenaufgang wieder aufsteht."

„Wie sollte ich das nicht wissen", antwortete Wille und wurde noch verlegener, als er sah, daß Mina ihm den Weg versperrte, indem sie sich auf das Stacket setzte. Er wußte nicht, was er von dem Mädchen denken sollte und gerieth noch mehr in Erstaunen, als sie plötzlich fragte:

„Wille, weshalb bist Du immer so sonderbar gegen mich?"

„Sonderbar? Wer? Ich? Niemals!"

„Du sprichst den ganzen Monat kaum zwei Worte mit mir und meidest mich wie ein unreines Thier." Sie war dem Weinen nahe.

„Was habe ich Dir denn zu sagen?" sagte Wille und fügte nach einer Pause hinzu: „und ich sollte Dir ausweichen? — Aber das ist einerlei! Ich komme jetzt, neuen Speisevorrath zu holen, da ich Naatti-Mikko zur Hilfe bekommen habe."

„Den sollst Du haben", antwortete das Mädchen, ohne sich von der Stelle zu rühren. „Du bleibst aber doch wohl die Nacht zu Hause; ich komme dann mit, um das Heu zusammenzuharken."

„Ja, das geht an."

„Höre Wille, ich weiß wohl, was Du jetzt denkst", sagte Mina, „Du glaubst, daß ich —"

„Und ich weiß ebenso, was und an wen Du denkst", unterbrach sie Wille.

„Nun, an wen denn?"

„An den Rechten!" sagte Wille und sprang über den Zaun.

Mina erbleichte und folgte ihm zum Hause. Sie grübelte darüber nach, ob Wille wirklich wußte, wo der Rechte war, und ob er das Mädchen verachtete, das gerade seinetwegen so viele glänzende Partien ausgeschlagen hatte. Sie konnte darüber nicht recht in's Klare kommen, aber wie alle aufrichtig Liebende glaubte sie, der Geliebte verschmähe sie. Es wurde Schlafenszeit, aber Mina in ihrer Kammer fand keinen Schlummer. Wille hatte sich auf dem Heuboden zur Ruhe gelegt, aber auch seine Augen floh der Schlaf. Schließlich stand er auf und ging hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Die Thür zu Mina's Kammer stand offen und sie schien friedvoll auf ihrem Lager zu schlafen.

Ein wunderliches Gefühl bemächtigte sich Wille's, und fast ohne selbst zu wissen wie, stand er in der offenen Thür. Dort stand er lange und betrachtete zärtlich ihr Antlitz, das jetzt bleich, fast durchsichtig war. Schließlich sang er halblaut die Worte:

Ruhe sanft in stillem Frieden,
Bis der junge Tag sich regt,
Nie erfährst Du je hienieden,
Wie für Dich mein Herz nur schlägt.

Es schien, als ob Mina sich bewegte, und erschreckt drückte sich Wille von der Kammer fort.

„Wille! Wille!“ rief Mina, und ihre Stimme sagte mehr, als tausend Worte vermocht hätten.

Aber Wille in seiner Verwirrung gab nicht Acht auf den schmeichelnden Klang der Stimme.

„Ja — ich bin's — ich gedachte Dich zu wecken. Du schienst aber so süß zu ruhen, daß ich es nicht thun wollte. Die Sonne geht ja auch noch nicht auf“, sagte er.

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen“, sagte Mina.

„Schlafe dann noch ein wenig, ich fahre jetzt jedenfalls nach Naattisalo.“

„Natürlich komme ich mit.“

„Wie Du meinst“, sagte Wille trocken.

„Wie Du doch sonderbar bist“, sagte Mina, warf ihr carrirtes Tuch um den Hals, nahm von der Wand ein Ruder, das mit einem neuen Griff versehen war, und lief in die Vorrathskammer. Bald kam sie mit einem Gefäß voll saurer Milch zurück und rief durch die Hausthür:

„Mutter, ich fahre mit Wille nach Naattisalo, Du wirst wohl hier allein fertig?“

„Ja gewiß“, antwortete die Mutter, und froh wie ein Vogel hüpfte Mina zum Strande.

Langsam und bedächtig folgte ihr Wille mit den Harken und dem Ränzel. Am Strande schob er mit starker Hand das schmale Boot in's Wasser, und Mina sah vergnügt zu, wie ja immer die Frauen mit Stolz sehen, mit welcher Stärke die Hand des Geliebten die Mühen des Lebens besiegt.

Nach der allgemeinen Sitte in Savolaks setzte sich Mina an die Ruder und Wille in das Hintertheil des Bootes, um mit dem Steuerruder zu helfen. Die Sonne ging auf und verbreitete einen purpurnen Schimmer über das Wasser, und die ganze frische Seeluft schien von feinen Lichtstreifen erfüllt. Von den laubgeschmückten Landspitzen und Inseln tönte das fröhliche Zwitschern der Vögel und die Schönheit der Natur schien nur das eine Wort zu flüstern: „Liebe! Liebe!“ das so mancher Menschenbrust unaussprechliche Wonne bringt oder den tiefsten Schmerz.

„Welch' schöner Morgen!“ sagte Mina und hörte auf zu rudern; „die ganze Welt scheint so neu und jung. Alles ist so voller Leben, die Vögel, das Wasser, die Binsen, ja selbst die Luft scheint vor Freude gleichsam zu erzittern, Du allein sitzt so still und so düster wie ein Todter. Was fehlt Dir? Du siehst immer so aus, als ob Dich ein Kummer drückte.“

„Mir fehlt nichts; ich liebe es nur, still wie ein Todter zu sein“, sagte Wille trocken und fügte innerlich hinzu: „ein Leben ohne Liebe ist ja dasselbe wie der Tod.“

„Tod? Du willst sterben? Ich möchte gerade jetzt um keinen Preis sterben, sondern erst recht leben. Ich fühle mich wie neugeboren.“

„Das ist ja sehr schön. Aber könntest Du nicht wieder etwas rudern?“

„Gewiß kann ich, aber wir haben ja keine Eile.“

„Ich dächte doch, Eile genug, denn bis zum Samstagsbrei müssen wir die Wiese gemäht und das Heu in Schobern haben.“

„Du sprichst nur vom Heu mit mir. Davon kannst Du mit meiner Mutter sprechen. Erzähle mir etwas Anderes.“

„Ich kann keine schönen Reden halten, ich bin ja kein Pastor.“

„Nun, so singe etwas.“

„Ich bin auch kein Küster.“

„Kannst Du denn gar nichts singen, nicht einmal:

„Ruhe sanft in stillem Frieden.“

„Ich singe keine Liebeslieder.“

Mina's Freude war dahin. Sie dachte: vielleicht kam er wirklich nur, um mich zu wecken, viel-

leicht waren die Worte an meinem Bette nur zufällig. Sie setzte stillschweigend ihr Rudern fort, und die mannigfachsten Gedanken jagten einander in Mina's Kopfe. Sie empfand ein nagendes Gefühl des Grolles über ihre verschmähte Liebe; es erstarb aber ebenso schnell, wie es entstanden. Gleichwohl faßte sie den Beschluß, das Gespräch nie mehr darauf zu lenken.

Die Heuzeit war sehr traurig für Mina. Wille wich ihr stets aus, wie sie ihm. Wenn sie die Heuhaufen trugen, bei den Mahlzeiten oder sonst, wo sie durchaus beisammen sein mußten, sprachen sie kein Wort mit einander, obgleich gerade die Heuwiese sonst der Ort ist, wo die Jugend ihre schönsten Stunden verbringt. Da wird gelacht und gescherzt und auf jegliche Art versucht, die Last der Arbeit zu vergessen. — —

Dieses Verhältniß zwischen Mina und Wille währte recht lange und würde wohl so weiter fortgedauert haben, wenn nicht ein ganz äußerer Umstand dazwischen gekommen wäre. Es geschah nämlich dreißig Jahre nach dem eben geschilderten Morgen, daß Wille's jüngster Bruder starb und einen Knaben von acht Jahren und ein, einige Jahre jüngeres, Mädchen ganz mittellos hinterließ. Da sagte er eines Sonntagmorgens beim Kaffee:

„Hört, Wirthin“. — die alte Wirthin war schon lange todt — „ich möchte um die Erlaubniß bitten, die Kinder meines verstorbenen Bruders hierher zu nehmen, denn ich muß jetzt Vaterstelle an ihnen vertreten. Ich werde schon für ihren Unterhalt bezahlen, und Leckerbissen brauchen sie ja nicht, und wenn ‚der Rechte‘ kommt, werde ich sie wo anders hinschaffen, damit sie Niemandem zur Last fallen.“

„Sollten die lieben Kinder nicht auch mit ‚dem Rechten‘ übereinkommen“, sagte die Wirthin lächelnd, „wenn ich mich recht besinne, ist ‚der Rechte‘ schon über dreißig Jahre im Hause gewesen und hat aus dem Gehöfte gemacht, was es jetzt ist, die Zierde der ganzen Gegend.“

In Wille's runzliges Gesicht stieg die flammende Röthe der Jugend; er sprang von der Bank auf, und die Wirthin duzend, schrie er mehr als er sprach:

„Weshalb hast Du das nicht früher gesagt?“

„War ich es denn, die anfangen sollte?“ antwortete Mina. „Und ich habe ja auch mehrere Male versucht, einigermaßen deutliche Winke zu geben.“

„Hm! So haben wir die besten Tage unseres Lebens dahingebracht, ohne einander zu verstehen. Wunderbar! Aber jetzt, was hindert uns jetzt?“ sagte Wille eifrig.

Ohne ein Wort zu erwidern, ergriff die Wirthin den Knecht bei der Hand und führte ihn in den Saal vor den großen Spiegel.

„Ja wahrhaftig. Unser Alter steht im Wege. Wenn wir uns jetzt vereinigen wollten, so würden wir uns mit Recht in den Augen aller Welt lächerlich machen“, sagte Wille. „Sieh' doch, wie grau mein Haar schon ist. Das hätte ich nie geglaubt. Aber es ist auch gut so, wie es ist. Laß uns weiter leben wie bisher, das ist das Beste.“ —

„Das ist das Beste“, sagte die Wirthin. „Und Deines Bruders Kinder sollen den Hof haben, wenn wir ihn nicht mehr verwalten können; denn von Rechtswegen ist der Hof Dein und ich habe das Recht, ihn zu geben, wem ich will, da ich keine Angehörigen habe.“

„So mag es denn sein“, antwortete Wille und ging, um seines Bruders Kinder auf den Hof zu bringen, der in der That mehr der seinige, als der irgend eines Anderen war.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

0/-

Aus dem Lande der tausend Seen Culturbilder und Geschichten ; finnische Novellen

Bd.: 1

(1894)